

4 6. 42



# DEUTSCHTUM IM AUSLAND

---

25. JAHRGANG · MÄRZ · APRIL 1942 · HEFT 3/4

---

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND-INSTITUTS  
STUTT GART  
STADT DER AUSLANDSDEUTSCHEN



# DEUTSCHTUM IM AUSLAND

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND-INSTITUTS

STUTTGART

HERAUSGEBER: Dr. HERMANN RÜDIGER, LEITER DES DAL

---

## Inhalt:

|                                                                                                                                                                                   |    |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Ein Besuch bei den Gottscheern in der Untersteiermark. Von G. Grommes . . . . .                                                                                                   | 43 |
| Pflege des deutschen Männergesangs im Elsaß. Von W. Kipp . . . . .                                                                                                                | 48 |
| Der Arzt Johann Peter Frank. Von F. Antonius . . . . .                                                                                                                            | 51 |
| 75 Jahre Deutsche Schule in Genua. Von F. J. Brecht . . . . .                                                                                                                     | 53 |
| Volkstumsfragen im deutschen Osten. Von E. Sadowski . . . . .                                                                                                                     | 56 |
| Wesenszüge deutscher Kunst im Ostland. Von E. Kusch . . . . .                                                                                                                     | 58 |
| Die deutschsprachige Zeitschriftenpresse in der Sowjetunion. Von H. Seemann . . . . .                                                                                             | 61 |
| Deutschtum in Hinterindien. Von F. J. Brecht . . . . .                                                                                                                            | 63 |
| Holländischer Kolonialbergbau auf Sumatra um 1680 unter der Leitung von deutschen Bergbeamten. Von C. Liesegang . . . . .                                                         | 64 |
| Siedlungsbild und Wirtschaftsbetrieb einer deutschen Estancia in der argentinischen Pampa. Von F. Kühn . . . . .                                                                  | 71 |
| Länderberichte: Nordschleswig, Kroatien . . . . .                                                                                                                                 | 77 |
| Unsere Toten: Dr. Kurt Lück gefallen . . . . .                                                                                                                                    | 81 |
| Schiffsreeder Jacob Jebsen, Apenrade † . . . . .                                                                                                                                  | 84 |
| Prof. Dr. Looten † . . . . .                                                                                                                                                      | 84 |
| Ehrentage: Otto Lohr 70 Jahre alt . . . . .                                                                                                                                       | 85 |
| Adolf Eichler zum 65. Geburtstag . . . . .                                                                                                                                        | 86 |
| Eduard Reinacher zum 50. Geburtstag . . . . .                                                                                                                                     | 86 |
| Zwei siebenbürgische Dichter: Adolf Meschendörfer 65 Jahre alt — F. H. Reimesch 50 Jahre alt . . . . .                                                                            | 87 |
| Rudolf Huch 80 Jahre alt . . . . .                                                                                                                                                | 88 |
| 50jähr. Todestag von Dr. Hermann Burmeister, Buenos Aires . . . . .                                                                                                               | 88 |
| Bildbeilagen: Pflege des deutschen Männergesangs im Elsaß — Alte baltische Kunstwerke, zwischen S. 60 und 61 — Auf einer deutschen Estancia in Argentinien, zwischen S. 76 und 77 |    |

---

**Bezugsbedingungen:** „Deutschtum im Ausland“ erscheint über die Dauer der kriegsbedingten Papierbewirtschaftung jährlich sechsmal in Doppelheften, Jahresbezugspreis RM. 15.— (für Mitglieder des DAL. RM. 10.—) zuzüglich Porto. Abbestellung nur mit einmonatiger Frist auf Schluß des laufenden Jahrgangs.

**Verlag und Druck:** W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanstraße 12—16.

**Anschrift der Schriftleitung:** Presseabteilung des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart-S, Danziger Freiheit 17. Fernruf 262 57/59. Aufsätze und Berichte sind an die Schriftleitung — Besprechungsbücher für die Zeitschrift an die Bücherei des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart-S, zu senden.

**Anzeigenverwaltung:** W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanstraße 12—16, Fernruf 263 41/43.



# DEUTSCHTUM IM AUSLAND

25. JAHRGANG · MÄRZ-APRIL 1942 · HEFT 3/4

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN AUSLAND-INSTITUTS  
STUTT GART

## Ein Besuch bei den Gottscheern in der Untersteiermark

*Von Dr. G. Grommes, Koblenz.*

In den Wochen und Monaten des vergangenen Winters hat wiederum eine deutsche Volksgruppe ihre Heimat verlassen und wurde ins Reich umgesiedelt. 12 000 Gottscheer, die in Slowenien (bisher Jugoslawien, heute zu Italien gehörend) sesshaft waren, folgten dem Ruf des Führers; sie wollten im Reich leben und nicht vor seinen Toren. Ihre neue Heimat ist die Untersteiermark.

### *Schicksal der Gottscheer in Vergangenheit und Gegenwart.*

#### *Erlaushtes und Erlebtes.*

Das kleine Kolonistenvölkchen kann von einer 600 Jahre langen wechselvollen Geschichte berichten, und es ist mit Recht stolz darauf, das Deutschtum inmitten des slawischen Nachbarvolkes so lange bewahrt zu haben. — In harter Arbeit haben die Gottscheer ihre ursprüngliche Waldheimat gerodet und urbar gemacht. Der Holzreichtum des Waldes ist heute noch groß. Aber der karstige Boden ernährte nicht alle, so daß viele nach Übersee auswanderten, oder als Hausierer im Winter ins Reich gingen. — Nach dem Weltkrieg kam das unter österreichischer Hoheit stehende Gottscheer Ländchen an Jugoslawien und unter dieser Fremdherrschaft haben die Volksdeutschen schwere Zeiten erlebt. Als der Balkanfeldzug begann, schützten sie selbst ihr kleines Land vor serbischen Horden und Eindringlingen, die „mit den Köpfen der Deutschen die Stadt Gottschee pflastern“ wollten. Aus ihren eigenen Reihen bildeten die Deutschen Sturmtruppen, die das Land schützend umstellten. „Es hielt das Osteraufgebot die

Serben aus dem Lande“, heißt es in einem ihrer schönen Lieder. Und in den Stuben findet man häufig die gerahmte Urkunde eines Sturmmannes über den erfolgten Einsatz, die man dem Gaste mit Stolz zeigt. — Als der Serbenfeldzug siegreich beendet war, hofften die Gottscheer mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, in den Reichsverband aufgenommen zu werden. Sie warteten täglich auf die deutschen Soldaten, schmückten die Häuser mit Blumen, Girlanden, Fahnen und Wimpeln und holten zum Empfang aus Keller und Vorratsspeicher was immer sie hatten.

Viele Male haben sie uns dies mit Tränen in den Augen erzählt. Die entsprechende Enttäuschung blieb nicht aus. Ihr Trost war allein der Aufruf des Führers, ins Reich zu kommen, der in der Folge nun an sie erging. Wie gerne folgten sie ihm! Wegen Mischehen zurückbleiben zu müssen, galt als Unglück und Schande.

Das kleine Völkchen wurde in den Wintermonaten in der Untersteiermark angesiedelt und damit der rechtzeitige Beginn der Frühjahrsbestellung gesichert. Das neue Siedlungsgebiet gehörte, gerade wie die Gottschee, ursprünglich zu Österreich, später zu Jugoslawien. Es wurde von Slowenen bewohnt. Diese fremdvölkische Gruppe ist zunächst „abgesiedelt“ worden und lebt nunmehr verstreut im Reich. Die Slowenen sind heute als Arbeiterfamilien in den großen Industriegebieten tätig.

Die leeren Siedlungen, Dörfer und einzeln stehenden Bauernhütten werden nun von den Gottscheern eingenommen. Es sind elende Buden und zum Teil gar nicht bewohnbar.



Auch große Familien sitzen meist nur in einem Raum und das ganze Leben muß sich in ihm abspielen.

Die Slowenen haben eine sehr niedrige Wohnkultur. Ihr einstöckiges, aus Holz primitiv gebautes Haus, das mit Stroh bedeckt ist, besteht aus drei Räumen: Wohn- und Schlafstube zu beiden Seiten, in der Mitte die Küche. Diese besitzt keine Decke und Fenster und ist infolgedessen dunkel und kalt. Der Boden ist oft nur festgestampft. Ein Schornstein ist auch nicht immer vorhanden, was die Wohnlichkeit weiter stark beeinträchtigt. Auch Herde gibt es nicht. Die Slowenen kochen im Backofen, der von der Küche aus in der Wohn-, manchmal auch Schlafstube als viereckiger Kamin seine Fortsetzung findet. Mit langen Stangen werden die Töpfe in den Ofen, in das offene Feuer geschoben und es bleibt der Kochkunst der Bäuerin überlassen, bei der Zubereitung der Speisen gleich das richtige Maß zu finden. Den deutschen Frauen ist diese Kochweise jedoch unbekannt, und sie leiden stark unter der primitiven Arbeitsmethode. — Von den beiden Stuben ist vielfach nur eine brauchbar, die andere läßt sich nicht heizen, weil der Backofen raucht, oder nicht benutzbar ist, weil die Türen oder Fenster nicht schließen, weil kein Fußboden vorhanden ist oder sonst ein Mangel den Aufenthalt unmöglich macht.

Hinzu kommt, daß die slowenischen Hütten weit voneinander entfernt liegen und die Einsamkeit die deutschen Menschen manchmal überfällt. Die slowenischen Hütten sind auch nur als Winterquartier gedacht und es sollen den Siedlern sobald als möglich neue Wohnstätten erstehen, die in einem gerechten Verhältnis zu den in der alten Heimat aufgegebenen Wohnhäusern stehen. Trotzdem ist verständlich, daß die Gottscheer in diesen slowenischen Hütten zum Teil sehr unglücklich sind. Sie glaubten in das Reich zu kommen, das vorbildlich ist in seiner Gestaltung und sitzen nun in einem Gebiet, in dem gar keine Wohnkultur, keine hygienischen und sanitären Anlagen sich befinden, alles primitiv und widerlich schmutzig ist.

In der Untersteiermark gibt es heute viele heimwehkranken Menschen. Die Liebe zur alten schönen Heimat ist nicht erloschen, die Bindung zum neuen Boden noch nicht vorhanden. Dennoch möchte keiner zurück, auch jene nicht, die besonders niedergeschlagen sind. Und sehr oft war das Schlußwort des Meinungsaustausches über die neuen Verhältnisse: „Leut, jeder Anfang ist schwer, es sei wie es wolle, wir sind aber doch im Reich.“

Kolonistenschicksal ist immer hart und auch für die Gottscheer ist es wieder ein ganz neuer Anfang. „So schwer wie unsere eigenen Verfahren haben wir es aber nicht“, trösteten sie sich manchmal, „sie fanden nur Wälder vor, die sie erst roden mußten, wir haben doch wenigstens im Winter ein warmes Zimmer und genügend zu essen.“ Sie wissen ferner, daß im derzeitigen Slowenien nicht deutsche Menschen dem Lande das Gepräge gaben und daß im Kriege, in der härtesten Notzeit, das Reich nicht alle Mißstände gleich beseitigen konnte. Oft sprachen sie auch von dem Opfer und den Leistungen der deutschen Soldaten; dann erschien ihnen das eigene Schicksal mit seinen neuen Enttäuschungen und Entbehrungen klein und unbedeutend.

### *Die Ansiedlung.*

Eine Ansiedlungsbetreuerin erzählt im folgenden einiges aus ihrer Arbeit: Um den angesiedelten volksdeutschen Menschen zu helfen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben, wurde eigens der Beruf der Ansiedlungsbetreuerin geschaffen. Die ~~SS~~ trat an die Reichsfrauenführung mit der Bitte heran, ihr geeignete Kräfte für den Einsatz zur Verfügung zu stellen. Die Betreuerin geht von Ort zu Ort, von Haus zu Haus und besucht alle. Sie muß für die Volksdeutschen ein warmes Herz haben, für jeden ein aufmunterndes Wort finden und Nöte abstellen, soweit sie es vermag. Es ist ein strapaziöser Beruf, denn die Frauen müssen oft selbst mit den primitivsten Unterkunftsverhältnissen zufrieden sein, und manchmal in einem noch nicht ungefährlichen Einsatzgebiet Dienst tun. Aber die Aufgabe ist schön und dankbar. Wie freuen sich die Volksdeutschen, wenn Besuch an ihre Türe klopft, zumal wenn es eine reichsdeutsche Frau ist, die kommt und ihnen gut will. „Wir sind nicht vergessen, das Reich schickt uns einen Sendboten“, denken sie und schenken ihr bald ihr ganzes Vertrauen. Der Beruf der Ansiedlungsbetreuerin ist neu und viele Frauen und Mädchen fehlen noch für diesen Einsatz in den neubesiedelten Gebieten des Ostens und des Südostens. Bitter nötig ist dort ihre Arbeit und völkisch wertvoll die zu erfüllenden Aufgaben. Ich will nur einige Besuche schildern, die ich als Ansiedlungsbetreuerin machte:

In einem einsamen Dorfe traf ich eine zehnköpfige Försterfamilie an, die zu dem alten Brotgeber in die Böhmischen Wälder weiterziehen will und nur im Winter vorübergehend in der Untersteiermark bleibt. Das Herz lachte



im Leibe, wenn man die vielen, gesunden Kinder ansah. Die Freude über den Besuch war groß und die Bitte wurde immer wieder geäußert, ich möchte doch bald wiederkommen.

Dann besuchte ich ein altes Mütterchen, das vor Freude über den Besuch weinte. Sie fühlte sich sehr einsam und war überglücklich, mit einer reichsdeutschen Frau reden zu können. Ich besorgte der alten Frau später ein paar warme Pantoffeln, weil sie sehr über kalte Füße klagte. Sonst war sie aber recht zufrieden. „Vergelts Gott dem Führer, daß er uns heimholte ins Reich“, sagte sie.

Manchmal traf ich Bauern an, die wohl kopfschüttelnd das liederlich gebaute, unwirtliche Holzhaus betrachteten, dann aber einsichtig genug waren, sich über den Tausch zu freuen, da der Boden doch sehr viel besser als der heimische Karstboden ist. Wie günstig das Klima und wie fruchtbar der Boden sein muß, ersehen die Siedler auch an den von den Slowenen zurückgelassenen Vorräten. Herrlicher goldgelber Kukurutz hing massenhaft überall auch vor den kleinsten Hütten. In den Kellern lagen mitunter gefüllte Weinfässer, und oft waren auf den Dachböden auch in den elendesten Hütten reiche Vorräte an dicken Zwiebeln, gelben Äpfeln und schönen Hülsenfrüchten. Verschiedentlich hob ein Bauer auf den Feldern Rüben auf und sagte freudig, daß die heimischen nur halb so dick würden.

In vielen Familien erzählten die Gottscheer von dem Manne, dem Bruder, dem Sohn, der nach Amerika ging und von dem sie lange schon nichts mehr hörten. Manche Anschrift wurde dem Deutschen Roten Kreuz weitergegeben. In sehr vielen Häusern sieht man auch die schweren Überseekoffer von solchen Volksdeutschen stehen, die bereits wieder zurückgekommen sind. Sie gehören einfach zum Haushalt der gottscheerischen Familie.

In vielen Familien sind die Söhne auch schon bei der Waffen- und stehen im Feld. Die heranwachsenden Jungen wollen fast alle Soldaten werden.

Ein Bauer erzählte von einem nächtlichen Viehdiebstahl; die Slowenen waren in den Stall eingedrungen und hatten die Kuh über die kroatische Grenze gebracht. Die Volksdeutschen sind manchmal so zurückhaltend, daß sie von sich aus dergleichen Dinge nicht weitergeben. Auch den Weg zum Arzt scheuen sie und in einzelnen Fällen konnten durch die Besuche ernsthaft Kranke dem Arzt gemeldet werden. Die Betreuerin sieht mit eigenen Augen, wo die Not zu Hause ist und besonders ärmliche Verhältnisse vorliegen.

Bei jedem Wetter, Schnee, Regen, Wind, Frost und Hitze muß die Betreuerin in den Bezirk wandern. Wegkarten sind seltene Dinge und oft muß sie querfeldein laufen, um ihre Leute zu finden. Dafür entschädigt sie aber auch der Dank der Siedler. Manchmal öffnete sich unverhofft eine Türe in einem Hause, das man von den Slowenen bewohnt oder leer glaubte und eine Stimme rief heraus: „Schwester, wollen Sie wirklich an unserem Haus vorbeigehen?“

Im Dezember strahlte über dem hügeligen, verschneiten Lande die kalte Wintersonne und tauchte die Landschaft in ein blendendes Weiß. Die niedrigen Slowenenhütten lagen dunkel in ihr eingebettet. Weit schweifte der Blick in die Ferne, denn das Land ist offen und trägt nur wenig Wald. Der fruchtbare Boden wird besser für Ackerbau benutzt. Der Gottscheer selbst hat jedoch für die Schönheit der Landschaft noch gar keinen Blick. Er denkt an seine hohen Heimatberge, nennt diese in der Untersteiermark ein wenig verächtlich „Hügel“ und vermißt im Savebergland besonders seine großen, schwarzen Nadelwälder.

Ich wurde in sehr vielen volksdeutschen Familien nach der deutschen Schule gefragt. Die Kinder können allgemein nur schlecht deutsch sprechen, da sie die serbische Schule besuchen mußten. Die Eltern bedauern dieses sehr. Es gibt Familien, die sagten, die deutsche Schulbildung wäre schon Grund genug gewesen, ihre schöne Heimat aufzugeben und ins Reich zurückzukommen. Die ältere Generation spricht Dialekt und Schriftdeutsch, da sie ja in der österreichischen Zeit schon Schulbildung genossen hat. Aber die Kinder können durchweg nur gottscheerisch. Der Heimatdialekt ist schwer verständlich und erinnert in manchem an das Mittelhochdeutsche. Er enthält Bestandteile aus dem Sprachschatz vieler deutscher Volksstämme und gibt Anhaltspunkte für die Herkunft der Volksgruppe.

Das Schicksal der Gottscheer war in der Vergangenheit schwer und ist auch jetzt nicht leicht. Manchmal werden auch die Ansiedlungsbetreuerinnen ein schweres Herz mit nach Hause bringen, doch ist ihre Arbeit wertvoll und dankbar. Sicher ist auch dieses: In einigen Jahren werden die Volksdeutschen die neue Heimat lieben, gerade weil sie selbst an der Gestaltung maßgebend beteiligt sind. Ihre Kinder werden ebenso an der Untersteiermark hängen, wie die Alten heute noch an ihrem schönen Gottscheer Ländchen, das sie in ihrem Heimatliede so innig besingen.



# Pflege des deutschen Männergesangs im Elsaß

Von Willy Kipp

Es war noch vor dem Weltkrieg, als ich am schönsten Sommertag, den das Jahr gegeben hat, in den Vogesen von Münster nach Hohrodberg hinaufging. Nach dem ersten steilen Anstieg kommt man da auf flachere Weidegebiete mit vereinzelt erratischen Blöcken. Noch bevor ich soweit war, hörte ich schon eine frische und helle Kinderstimme, die in die weite Vogesenpracht hinausang: „In der Heimat ist es schön!“. Als ich dann weiter hinaufgestiegen war, da sah ich den kleinen Sänger: es war ein Hirtenbub, der, auf dem höchsten Block thronend, seine Ziegen hütete und in den Himmel hineinsang.

Das ist der sangesfrohe und musikbegabte Elsässer; das Singen ist seinem Wesen so eigen, daß man schon sagen kann, der ist gar kein richtiger Elsässer, der nicht auch singt. Und das durchaus nicht etwa nur dann, wenn er beim Weine sitzt. Nein, er singt sein ganzes Leben hindurch. Die Kinderstube hat ihre Lieder im Elsaß heute noch. Sie zählen zu den ältesten deutschsprachigen. Bekannt ist weiter das reizvolle Bild, das die jungen Mädchen bieten, wenn sie sommers am Sonntagabend in breiten Reihen Arm in Arm durch das Dorf ziehen und dabei singen. Man singt im Herbst, etwa während des Hopfenzopfens, man singt, wenn man winters nächtelang um den warmen Brennkessel herumsitzt und dabei vom besten Kirschwasser trinkt. Man kann singen hören, wenn die jungen Leute morgens aufs Feld hinausgehen zur Arbeit oder am Abend, wenn sie vor dem Schlafengehen noch eine Weile vor den Häusern auf einem Baumstamm beieinandersitzen.

Wir wissen auch, daß das immer so war. Aus Zeiten, in denen noch kein Chronist Aufzeichnungen darüber machte, liegen sichere Nachrichten darüber vor. Karl der Große, dem das Elsaß gerade wegen des Gesanges am Herzen lag, hat den Nonnen in den elsässischen Klöstern das Singen von Liebesliedern untersagt. Aus dem 11. Jahrhundert berichtet weiter ein Konstanzer Mönch, der das Rheintal abwärts und dann nach Frankreich hineinzog, an seinen Abt, daß das Singen aufhörte, als er sich nach Westen zu wandte. Das Spielmannswesen stand im Elsaß in hoher Blüte, und die Spielleute, deren Jahrestag heute noch als „Pfeifertag“

alljährlich in Rappoltsweiler gefeiert wird, waren auch die Träger des Volksliedes. Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sprechen kostbare Liedsammlungen für die Größe jener „Blütezeit des deutschen Volksgesangs“. Und als dann das Volkslied an Geltung verlor, da setzten die Sammler ein. Das Ergebnis all dieser über mehr als 150 Jahre sich ausdehnenden Sammlungen, die z. Z. Josef Lefftz in Straßburg ordnet, zeugt für den Reichtum und die Vielfalt des elsässischen Volksgesangs.

Überaus aufschlußreich für die allgemeinen kulturellen Bedürfnisse nach der französischen Revolution sind die zahlreichen Versuche, der Abschnürung des Elsaß vom deutschen Kulturraum zum Trotz, den zerrissenen Faden auf dem Gebiet der Musik und des Singens wieder anzuknüpfen. Aber es blieb bei diesen Versuchen. Da kamen im Jahre 1820 die „Vier Wiener Sänger“ nach Straßburg. Das war ein Vokalquartett, das deutsche Volksweisen im vierstimmigen Satz sang. Nun waren die schlummernden Kräfte plötzlich geweckt: es entstanden in Straßburg, dann auch draußen im Lande zahlreiche Gesangsquartette, die zunächst zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen sangen.

Daß es sich dabei um ein durchaus ernstes Streben handelte, ergibt die Tatsache, daß schon im darauffolgenden Jahre Gesangsschulen eingerichtet wurden. Wie weit es dabei einzelne Quartette brachten, dafür gibt der in Paris lebende Straßburger Musikhistoriker Georg Kastner aus dem Jahre 1837 ein Beispiel. Unter den Namen „Die vier Elsässischen Sänger“ traten nämlich damals in Paris vier junge Straßburger auf, die die schönen Namen Ludwig, Lenz, Wein und Ehrhardt trugen. Mit ihren einfachen Volksweisen fanden sie bei den Parisern ganz ungewöhnlichen Beifall. Cherubini, der sie auch hörte, konnte nicht aufhören zu wiederholen, daß es unmöglich sei, Gesangsquartette mit mehr Ausdruck, Sauberkeit und Geschlossenheit, vor allem aber auch mit mehr Ausdruck und Nuancierung zu singen. So berichtet Kastner. Ja, Cherubini lud sich diese vier Straßburger Sänger in sein Haus ein und schrieb ihnen besondere Kompositionen.



Kastner zieht bei dieser Gelegenheit einen Vergleich zwischen dem deutschen und dem französischen Männergesang. Von dem gewaltigen Aufschwung, den dieser Zweig der Musik damals in Deutschland genommen hat, spricht er als von „großen Konzerten der menschlichen Stimme“, deren mächtige Akkorde von jenseits der Grenze nach Frankreich herüberschallten. Hier aber sei man dagegen unempfindlich geblieben, und das schwache Echo, das vereinzelt im Westen und Norden ausgelöst worden sei, sei in der Hauptsache auf Eifersucht zurückzuführen gewesen. Dieser Elsässer Kastner, der alle seine zahlreichen Werke in französischer Sprache geschrieben hat, bleibt sachlich genug, um festzustellen, daß das Elsaß hier seine eigenen Wege gehe. Er weiß um den „deutschen Ursprung“ so vieler Dinge, die sich diese Eigenschaft erhalten haben. Ihre Herkunft ist es auch, welche die Elsässer einen „sehr lebhaften Geschmack“ finden läßt an musikalischen Studien, besonders aber am Chorgesang. „Straßburg besaß sehr alte Schulinrichtungen, in welchen nicht nur Latein gelehrt und Gebete gesprochen, sondern auch der Chorgesang geübt wurde.“

Die deutsche Gründlichkeit, die nicht nur durch die frühe Einrichtung von Gesangsschulen die Entwicklung des Männergesangs förderte, griff auch ins Schulwesen ein: im Jahre 1836 wurde der Gesangsunterricht obligatorisches Fach der Straßburger Schulen; daneben wurden die besten Sänger aller Schulen in einer besonderen Gesangsklasse zusammengefaßt, um besondere Aufgaben zu erfüllen.

Auf diesen Grundlagen der systematischen Ausbildung naturgegebener, musikalischer Fähigkeiten und einer opferfreudigen Begeisterung am Gesang mußten die Erfolge eintreten. Es fehlte auch nicht an guter Organisation. Bald erkannte man, daß das Nebeneinander der zahlreichen Quartette unfruchtbar sei, deshalb schlossen sich diese zu Chören zusammen. Schon im Jahre 1827 wurde der erste „Singverein“ in Straßburg eingerichtet, und seit 1830 sind Kräfte am Werk, die verschiedenen Vereine im Lande zu einem einheitlich geleiteten Bund zusammenzuschließen. Waren schon die Einrichtungen der deutschen Singvereine bei all diesen organisatorischen Maßnahmen Vorbild, so werden zu Anfang der vierziger Jahre direkte Beziehungen zu den Nachbarvereinen in Baden aufgenommen, die dazu führen, daß elsässische Männerchöre bei badischen Sängerfesten auftreten. Alles ist also im besten Zug.

Aber es kam wieder einmal anders: hatte schon das Jahr 1830 mit seinen politischen Ereignissen manchen guten Ansatz erstickt, so wurde das Jahr 1848 dieser Entwicklung in bedenklichem Maße gefährlich. Zum Glück saß die Begeisterung so tief, daß diese Gefahr nach wenigen Jahren überwunden war. Das erste große Sängerfest konnte nicht nur ungestört, sondern in ganz großer Aufmachung und mit nie geahnter Begeisterung gefeiert werden. Erst später — darüber wird noch zu reden sein — machten sich Auswirkungen der politischen Ereignisse von 1848 bemerkbar zum Schaden der ganzen Bewegung.

Die freundschaftlichen Besuche elsässischer Männerchöre bei badischen und später auch bei schweizerischen Sängerfesten ließen bei den Elsässern den natürlichen Wunsch aufkommen, nun auch ein elsässisches Sängerfest zu veranstalten. Daß es dazu kam, ist nicht zuletzt jenen Nachbarvereinen zu verdanken, die den Elsässern Unterstützung versprochen. 700 elsässische Sänger und 300 Gäste aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich trafen sich an Pfingsten 1856 zum ersten Elsässischen Sängerfest, das mit seinen festlichen Empfängen, Festzug und Banketts, Massenchören und Wettsingen, Münsterbeleuchtung und Ball im Stadttheater zu einem wahren Volksfest wurde. Bezeichnend für den Geist, der diese wirklich großartige Veranstaltung erfüllte, ist das Begrüßungsgedicht des Mundartdichters Daniel Hirtz, in dem er „in unserer alde Müedersproch“ die Teilnehmer willkommen hieß. Und der französische Beigeordnete der Stadt bekannte, daß das Fest „ein Zeichen der aus dem germanischen Ursprung herrührenden Liebe der Elsässer zu dem edelsten aller Vergnügen, der Musik“, sei! Von den 20 Chören, die da gesungen wurden, waren 18 in deutscher und nur 2 in französischer Sprache. Das war, wohl gemerkt, im „französischen“ Elsaß! Und so glaubt man gern, was jener sächsische Berichterstatter am Schlusse seines Berichtes schreibt: daß er sich der Außenwelt völlig entrückt gefühlt habe und sich „plötzlich aus der französischen Grenzfeste in die deutsche Heimat versetzt glaubte“.

Dieses erste Elsässische Sängerfest gewann eine weitere Bedeutung dadurch, daß hier der Elsässische Sängerbund gegründet und gleichzeitig der Beschluß gefaßt wurde, alljährlich ein solches Sängerfest mit Gesangswettstreit zu veranstalten.

Diese Absicht wurde in der Folgezeit auch durchgeführt, aber erst das siebente vom Jahre 1863 ließ sich mit dem ersten vergleichen in be-



zug auf Teilnehmerzahl und Programmgestaltung. Ja, es wurde sogar noch prächtiger und üppiger gefeiert. Aber wir wollen uns da nur die gesungenen Lieder ansehen, um feststellen zu können, welcher Geist in dem neuen Sängerbund waltete. Neben 57 elsässischen Männerchören sangen 23 deutsche Gastvereine, während 2 schweizer und 10 innerfranzösische fast ausschließlich nur durch Abordnungen vertreten waren. War das zahlenmäßige Verhältnis der deutschen zu den französischen Chören 1856 noch 9 zu 1, so änderte es sich jetzt zugunsten der französischen, und bei den Gesamtchören überwogen die französischen die deutschen bei weitem. Es sei hier auch gleich angefügt, daß es mit dem Sängerbund abwärts ging: zu einem Sängerfest von irgendwelcher Bedeutung kam es nicht mehr. Was sich als „Sängerfest“ im Jahre 1886 in Grafenstaden unter dem Banner dieses alten Bundes — nachdem eine Neuordnung des gesamten Männerchorwesens gleich nach 1870 eingesetzt hatte — auftrat, das blieb so beschneiden, daß der Name „Fest“ nicht mehr am Platze ist.

Es ist überaus lehrreich, dieses Abwärtsgehen in vielen Einzelheiten zu verfolgen. Bezeichnend für diese Vorgänge ist die Lösung, die die Bannerfrage fand, als man auch diese in Vorbereitung des Sängerfestes von 1863 regeln wollte. Da waren Vorschläge, die sich auf geschichtliche Ereignisse stützten: das Banner der elsässischen Pfeiferbruderschaft sollte einmal als Vorlage dienen; dann wieder sollte aus den Wappen der beiden mittelalterlichen elsässischen Landgrafschaften ein Banner konstruiert werden. Aber schließlich kam dann doch die französische Trikolore heraus mit den Wappen einiger elsässischen Städte!

Es war also auch für die Freunde des Männergesangs ein glückliches Ereignis, als das Elsaß 1871 wieder deutsch wurde. Denn daß dieses Abwärtsgehen eine Folge der Französisierung der rein deutschen Erscheinung des Männergesangs war, daran bestand für alle Einsichtigen kein Zweifel.

Nach 1871 trat zunächst ein Stillstand ein. Andere Dinge waren den Regierungsstellen und dem einzelnen Elsässer wichtiger. Politische Momente sprachen dabei auch mit. Von

Straßburg ging dann die Neubelebung aus, die mit der Gründung des Männergesangsvereins im Jahre 1872 einsetzte. Eine große Zahl von Männerchören, die vorher schon bestanden hatten, organisierte sich neu. Im Jahre 1889 wurde gelegentlich der Fahnenweihe der Hagenauer „Liedertafel“ angeregt, die alten und neuen Männerchöre in einem neuen Bund zusammenzufassen. Mit der Annahme dieser Anregung wurde dann auch gleich der Beschluß gefaßt, ein großes Sängerfest in Straßburg abzuhalten, wobei die beiden früheren als Vorbild dienen sollten. Es kam ein in jeder Beziehung gelungenes Fest zustande. Dieses erste deutsche Sängerfest gab der gesamten Bewegung einen Auftrieb, der den Bund rasch und in ungeahnter Weise anwachsen ließ. Schon beim zweiten Sängerfest 1894 zählte er 122 Vereine. Welches Verdienst die elsässische Lehrerschaft sich auf diesem Gebiet erworben hat, geht daraus hervor, daß damals 72 Gesangsvereine von Lehrern geleitet wurden.

Die Entwicklung der ganzen Bewegung mag kurz noch am Beispiel des Straßburger Männergesangsvereins gezeigt werden. Nach 25jährigem Bestehen zählte der Verein 181 Sänger und 762 beitragende Mitglieder. Um diese Zeit umfaßte die Bibliothek 1348 einzelne Werke, darunter eine Reihe von Sammelbänden. Im Jahre 1903 weihte der Verein sein Heim, das Straßburger Sängerhaus, ein, das heute noch den einzigen Festsaal der Stadt zur Veranstaltung von Sinfoniekonzerten und Massenveranstaltungen bietet. Die Mittel zur Errichtung dieses Sängerheims sollte schon im Jahre 1886 die kostbare Mappe „Straßburger Sängerhaus“ einbringen. Komponisten wie Franz Abt, Anton Bruckner, Franz Liszt, Joseph Rheinberger, Franz Wüllner und viele andere hatten dazu Kompositionen geschaffen und beigetragen, die dann als Faksimile wiedergegeben wurden.

Der Straßburger Männergesangsverein und mit ihm alle die vielen Männerchöre im Lande umher sind heute wieder einmal beim Aufbau. Die Freude der Elsässer am Gesang ist auch über die letzten Jahrzehnte erhalten geblieben, und so wird auch dieser Zweig des elsässischen Kulturlebens einer neuen Blütezeit entgegengehen.



# Der Arzt Johann Peter Frank

Von Oberarchivrat Dr. Fritz Antonius

Am 24. April 1821, vor etwa 120 Jahren, starb in seinem Haus in der Alservorstadt zu Wien Nr. 148 (heute Alserstraße Nr. 20) Johann Peter Frank, der Weltweisheit und der Heilkunde Doktor, Professor zu Göttingen, Pavia, Wien, Wilna und St. Petersburg, russischer Staatsrat, österreichischer Hofrat usw., einer der genialsten Ärzte, die dem deutschen Volk je geschenkt worden sind, zugleich ein *Rassehygieniker und Bevölkerungspolitiker* von wahrhaft überragender und bahnbrechender Bedeutung. Seiner Lebensschicksale und seines Werkes wollen wir hier gedenken.

Frank war ein Sohn der deutschen Westmark; in Rodalben nahe Pirmasens in der Pfalz wurde er am 19. März des Jahres 1745 geboren. Sein Vater aber, Niklas Frank, stammte von jenseits der damaligen Grenze, aus dem Französischen, und dort in Lothringen und im Elsaß, in Metz, Pont-à-Mousson und Straßburg, hat auch Johann Peter den größten Teil seiner Schul- und Studienzeit verbracht. Nur kurz kann hier das Wichtigste seines Werdegangs erwähnt werden, den er selbst in ungemein anziehender Weise in seiner im Jahre 1802 herausgegebenen Lebensbeschreibung erzählt hat. Darnach hatte er die Schulen in Rastatt, Bockenheim und Baden besucht, nachdem er sich für den Stand seines Vaters — Landwirt und Händler — als durchaus ungeeignet erwiesen hatte. Der Junge war ihm, wie Vater Frank erklärte, „zu kurz auf den Wagen und zu lang auf den Karren“ und sollte deshalb studieren, da er „doch sonst zu nichts zu gebrauchen war“!

Im Jahre 1761 wandte sich nun Johann Peter nach Metz und promovierte schon im folgenden Jahre in Pont-à-Mousson zum Doktor der Philosophie. Diese lothringische Hochschulstadt sollte jedoch damals noch in doppelter Hinsicht schicksalhaft werden für sein Leben: hier lernte er seine erste, so früh verstorbene und nie vergessene Frau „Katisch“ kennen und hier empfing er auch die erste Anregung zum Studium jener Wissenschaft, in der er später Weltruhm erlangen sollte, der Medizin. Er wandte sich zunächst nach Heidelberg, dann nach Straßburg und promovierte, wieder nach Heidelberg zurückgekehrt, 1766 — also mit 21 Jahren! — zum Doktor

der Medizin. Da er sich aber als Arzt zunächst in Bitsch in Lothringen niederlassen wollte, mußte er auch dem Kollegium der lothringischen Ärzte angehören und zu diesem Zweck Prüfungen und Promotion an der Hochschule zu Pont-à-Mousson wiederholen. Nur zwei Jahre blieb Frank in Bitsch, dann wandte er sich nach Rastatt und 1772 nach Bruchsal, wo er zum Stadt- und Landphysikus und zwei Jahre darnach zum Hofrat und Leibarzt des Fürstbischofs von Speyer, Grafen von Limburg-Styrum, ernannt wurde.

Hatte Frank bisher schon durch seine Heilerfolge, seine organisatorische und seine Lehrfähigkeit sich größtes Ansehen erworben, so begründete er nun seinen künftigen Welt-  
ruhm durch das Erscheinen der ersten drei Bände (1779—1783) seines großen Werkes „System einer vollständigen medizinischen Polizey“, einer Lehre von der staatlichen Gesundheitsführung auf erbbiologischer Grundlage, auf die wir noch näher werden zurückkommen müssen. Das Erscheinen der Bände lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf Peter Frank und brachte ihm fast gleichzeitig zwei Berufungen ein: die eine nach Göttingen, die andere an die altherühmte medizinische Schule von Pavia in der damals österreichischen Lombardei als Nachfolger des großen Tissot. Er ging zunächst nach Göttingen, aber da er sich dort schwer enttäuscht fühlte, übersiedelte er schon im folgenden Jahre, 1785, nach der lombardischen Hochschule.

Die Reise dahin führte ihn erstmalig auch nach Wien, wo Kaiser Joseph den großen Gelehrten wiederholt empfing und ihm Gelegenheit gab, seine gesundheitspolizeilichen und bevölkerungspolitischen Gedanken in freimütiger Aussprache zu entwickeln. Es ergab sich in diesen vertraulichen Gesprächen zwischen dem Monarchen und dem Gelehrten eine weitgehende Übereinstimmung ihrer Auffassungen, ja eine starke gegenseitige Bindung und persönliche Zuneigung. Joseph forderte Frank auch auf, ein Gutachten abzugeben über eine seiner Lieblingsschöpfungen, das erst im Vorjahre eröffnete, große „Allgemeine Krankenhaus“ in Wien. Frank besichtigte die Anstalt, an der er zehn Jahre später selbst wirken sollte, eingehend und erklärte dann auf die Frage Josephs, wie sie



ihm gefallen: „Fürtrefflich, ich habe mich in derselben mit dem Begriff eines so großen Krankenhauses einigermaßen versöhnt.“ „Was haben Sie daran auszusetzen?“ fragte der Kaiser. „Daß ein so großes Uhrwerk nur selten recht zu gehen pflegt“, antwortete Frank. „Und es geht dennoch!“ bemerkte Joseph. „Freilich“, entgegnete Frank, „so lange es ein so mächtiges Gewicht in Gang setzt!“

In der Lombardei, wo ihn Joseph zum Protophysikus und Generaldirektor des gesamten Medizinalwesens ernannte, konnte Frank seine Gedanken und seine reformatorischen Pläne auf sanitärem Gebiet voll zur Geltung bringen und zahllose Mißstände beseitigen. Darüber hinaus aber hat er durch seine Lehrtätigkeit, die Schüler aus aller Welt herbeizog, die altberühmte Schule von Pavia zu höchstem Ruhm gebracht. Auch als Kaiser Joseph, Franks großer Freund und Beschützer, starb, hat dessen Bruder und Nachfolger Leopold, der Großherzog von Toskana, der den Gelehrten von Florenz aus wiederholt besucht hatte, diesen genialen Organisator des Gesundheitswesens wohl zu schätzen und zu nutzen gewußt. Selbst Kaiser Franz II., der nach Leopolds allzufrühem Tod 1792 zur Regierung kam, konnte sich im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft, als der Klerikalismus an seinem Hof noch nicht vollends die Oberhand erlangt hatte, Franks Ideen nicht verschließen. Er berief ihn 1795 nach Wien zu den Beratungen über die Verbesserung des Militär-Medizinalwesens und ließ ihn nicht wieder ziehen. Er übertrug ihm vielmehr, nachdem er ihn zum Hofrat und Professor der Medizin an der Wiener Universität ernannt hatte, die Direktion jenes „großen Uhrwerkes“, des „Allgemeinen Krankenhauses“.

Hier führte Frank, unterstützt von seinem Sohne Joseph, der ihm schon in Pavia als Assistent zur Seite gestanden hatte, und umgeben von einer Reihe ausgezeichneten Mitarbeiter, wie dem Gynäkologen de Boer und dem Anatomen Vetter, in den neun Jahren, die es ihm vergönnt war an der Anstalt zu wirken, die wichtigsten Verbesserungen durch.

Seine erste Sorge galt dem Umbau und der Vergrößerung des völlig unzureichenden Klinikums, der Einrichtung von Isolierzimmern und Unfallstationen, dem Bau eines Leichenhauses und eines eigenen chirurgischen Operationssaales. Die Schaffung dieses letzteren war ein ganz besonders dringendes Erfordernis, da die chirurgischen Eingriffe bisher in den Krankensälen selbst — und natürlich ohne Narkose! — durchgeführt worden

waren. Bei einer täglichen Belagziffer von 600 bis 800, oft bis zu 2000 Kranken, kann man sich denken, daß zu jeder Stunde des Tages aus irgendeinem Winkel des riesigen Gebäudes mit seinen neun Höfen lautes Schmerzensgeschrei ertönte. Die Wirkungen dieser Behandlungsmethode auf die übrigen Kranken sind nach unseren heutigen Begriffen kaum vorstellbar. Frank stellte nun diesen Mißstand ab und verbot das Operieren in den Krankenzimmern. Eine eigene Prosektur sorgte bald auch für den Ausbau einer entsprechenden Sammlung von pathologischen und anatomischen Präparaten, eine medizinische Hausbibliothek für die theoretische Weiterbildung der Studenten und jungen Ärzte aus aller Welt, von denen sich in jeder Vorlesung gegen zweihundert um Frank scharten. Darunter befand sich auch — merkwürdig genug — der künftige allmächtige Staatskanzler Österreichs, Fürst Metternich! Er war einige Zeit hindurch ein eifriger Schüler Franks. Wie weit er auch gesellschaftlichen Kontakt mit ihm hatte, ob er insbesondere die beliebten geselligen Abende und Konzerte in Franks Haus in der Alserstraße besucht hat, bei denen Haydn und Beethoven oft und gern gesehene Gäste waren, ist nicht erweislich. Seine Verehrung für den großen Gelehrten sollte aber wichtig werden für dessen späteren, dritten Aufenthalt in Wien.

Die größte Anerkennung erntete Frank für seine Tätigkeit in der Seuchenbekämpfung; und doch sollte gerade dieses Auftreten den ersten Anlaß geben zu seinem Zerwürfnis mit dem Wiener Hof und zu seinem endlichen Weggang von Wien. Und das kam so:

Im Jahre 1800 hatte der allmächtige „Sanktätspapst“ von Wien, der ebenso bornierte wie intrigante und eingebilddete Leibarzt des Kaisers, Baron Stifft, die Erlassung eines Impfverbotes durchgesetzt, nachdem er die amtliche Überprüfung der Jennerschen Schutzpockenimpfung einfach abgelehnt hatte. Noch im selben Jahre aber brach in Wien eine furchtbare Blatternepidemie aus, die in kurzer Zeit über dreitausend Kinder hinraffte. Nun wandte man sich um Hilfe an Frank, dem erst kürzlich die rascheste Eindämmung einer Luesendemie im Banat gelungen war. Frank setzte sich sofort mit seinem ganzen Ansehen für die Schutzimpfung ein und führte im Herbst 1801 im Krankenhaus auch gegen den Willen Stiffts vor einer aus Verwaltungsbeamten und Ärzten zusammengesetzten Kommission einen Versuch an einer größeren Gruppe von Waisenkindern durch,



der völlig eindeutig die absolute Schutzkraft der Kuhpockenimpfung erwies.

Damit hatte Stifft eine öffentliche Niederlage erlitten, die er Frank niemals mehr vergaß. Seit diesem Tage arbeitete er zielbewußt auf den Sturz des Krankenhaus-Direktors hin, dessen bekannte, aufklärerische und antikerikale Ansichten angesichts der zunehmenden Reaktion bei Hofe ohnehin steigendes Mißfallen erregten.

Was konnte man auch von einem Manne erwarten, der in seinen Werken unverhohlen gegen den Zölibat Stellung genommen, der Joseph II. gepriesen hatte, weil er „auch dort die Rechte der Menschheit hergestellt, wo sonst nichts als Zähneklappern und Winseln an der geweihten Inquisitionskette geherrscht, von der nur ein mächtiger Schutzgeist Erlösung verschaffen kann!“ So schikanierte man denn den Gelehrten in jeder nur möglichen Weise und engte seinen und seines Sohnes Wirkungskreis in unerträglicher Weise ein, bis Frank endlich im Jahre 1804 „des langen Haders müde“ das Feld räumte und den an ihn und seinen Sohn ergangenen Ruf nach Rußland annahm. Kaiser Franz aber, der Frank einst selbst nach Wien gezogen hatte, erklärte ihm nun in persönlicher Aussprache brüsk, daß es „ihm völlig gleichgültig sei“, ob Frank dem Ruf nach Rußland Folge leisten wolle oder nicht.

Am 16. September 1804 reiste also Frank in Begleitung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter von Wien ab. An seiner neuen Arbeitsstätte Wilna widmete er sich zunächst mit allem Eifer dem Aufbau der dortigen Hochschule, siedelte aber auf Wunsch des Zaren schon acht Monate später nach Petersburg über, um an der dort kürzlich errichteten medizinisch-chirurgischen Akademie als deren Direktor eine Klinik einzurichten. Außerdem erhob Zar Alexander den Gelehrten zum Staatsrat und ernannte ihn zum Leibarzt der kaiserlichen Familie. So war Franks Stellung in Petersburg eine wahrhaft glänzende und befriedigte ihn zunächst auch beruflich in vollstem Maße. In der Folge aber ergaben sich Schwierigkeiten, und zwar auch hier wieder mit dem bisher allmächtigen Leibarzt des Herrschers, einem gebürtigen Schotten namens Wylie, der es verstand, so wie Stifft in Wien, Frank die Arbeit zu verleiden. Schon 1809 gab er darum, das seiner Gesundheit unzulträgliche Klima vorschützend, seine Stellungen in Rußland auf. Zum Unterschied gegen Kaiser Franz, dessen Vorgehen gegen Frank später selbst Napoleon als „schäbig und

knickrig“ bezeichnete, benahm sich der Zar dabei allerdings wahrhaft großzügig und entließ den Gelehrten mit einer lebenslänglichen Pension von 6000 Rubeln, die er wo immer verzehren konnte.

Frank wandte sich zunächst nach Wien, das aber schon bald nach seinem Eintreffen von den Franzosen besetzt wurde. Napoleon, der von der Anwesenheit des berühmten Arztes erfuhr, suchte ihn in einer längeren Unterredung persönlich für sich zu gewinnen, aber Frank, der Sohn der deutschen Westmark, der Grenzlanddeutsche, lehnte es strikte ab, in die Dienste des Feindes Deutschlands zu treten. Er gedachte, in Freiburg, bei seiner dort verheirateten Tochter, den Rest seiner Tage zu verbringen. Aber als diese schon im folgenden Jahre starb, kehrte Frank trotz allem wieder nach Wien zurück, das nun einmal seine zweite Heimat geworden war und wo jetzt auch Metternich dafür sorgte, daß man seinen einstigen, von ihm noch immer hochverehrten Lehrer in Frieden ließ.

Ja, als die Erzherzogin Marie Louise, Exkaiserin von Frankreich und nachmalige Herzogin von Parma, im Jahre 1814 mit ihrem kleinen Sohn nach Wien zurückkehrte, war es wohl wieder Metternich, der den Anstoß dazu gab, daß trotz Stiffts dem berühmten Frank die Gesundheitsführung des „Aiglon“ anvertraut wurde. Frank hat dafür von Marie Louise im Jahre 1819 den einzigen Orden erhalten, der seine Brust schmückte, den pamesanischen Georg- und Constantin-Orden.

In den zehn Jahren, die ihm noch in Wien zu leben vergönnt waren, konnte sich Frank in Muße der Vollendung seiner beiden großen Werke widmen, die beide gleichermaßen seinen Weltruhm begründet haben und von denen das erste auch heute noch in Anlage, Durchführung und Inhalt unerreicht und unübertroffen ist: der schon erwähnten „Medizinischen Polizei“ und der „Epitome de curandis hominum morbis“, des klassischen Handbuchs der praktischen Heilkunde. Dieses letztere, in sechs Bänden, schrieb Frank lateinisch, der Gelehrtensprache seiner Zeit. Es wurde aber in der Folge ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt und bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts als führendes medizinisches Handbuch wiederholt abgedruckt. Das „System einer vollständigen medicinischen Polizey“ erschien in sechs Bänden und zwei Ergänzungsbänden in deutscher Sprache, da es sich vor allem an die staatlichen Behörden wandte, und wurde ebenfalls wiederholt ins Französische und Ita-



lienische übersetzt. Mit diesem Werk, wie schon gesagt, einem großangelegten Lehr- und Handbuch der staatlichen Gesundheitsführung, stellte sich Frank unbestritten an die Spitze aller Bevölkerungspolitiker und Rassehygieniker, man möchte fast sagen bis zum heutigen Tage. „Seine Anregungen wurden in verschiedenen deutschen Einzelstaaten aufgegriffen. Schließlich beeinflusste er das Gesundheitswesen Zentraleuropas einschließlich der angrenzenden romanischen und slawischen Gebiete so erheblich, daß noch heute zahlreiche, längst zum Gemeingut gewordene Vorstellungen und Einrichtungen auf gesundheitlichem Gebiet auf ihn als letzten Urheber zurückgehen.“

Ja in vielen der Gedanken und Anregungen, die sich in dem Werke finden, eilte er seiner Zeit so weit voraus, daß wir erst heute ihren vollen Sinn, ihr volles Gewicht zu ermessen vermögen. Wenn Frank z. B. von der Wichtigkeit der richtigen Gattenwahl für den Nachwuchs spricht und dabei ausführt: „Denjenigen, welche zu künftigen Weltbürgern bestimmt sind, rate ich im Ernst, sich von kraftvollen, zu denken fähigen und gutartigen Eltern erzeugen zu lassen. Denn nicht nur bei Hunden und Pferden kommt es auf die Rasse an, ob sie zu ihrer Bestimmung mehr oder weniger Anlagen mitbringen werden“ — so lesen wir das heute mit ganz anderem Verständnis als noch vor wenigen Jahren. Oder wenn er gegen die Teilnahme Erbkranker an der Fortpflanzung auftritt, „daß man nämlich nicht ohne Unterschied Menschen an einem Geschäft teilnehmen lassen soll, wovon eigentlich das Schicksal der Gesellschaft und der ganzen Menschheit auf das Genaueste abhängt“ — so ist das ein Standpunkt, der sicherlich zu Franks Zeiten vollster Verständnislosigkeit begegnet ist und der sich erst heute im Nationalsozialismus durchgesetzt hat. Auch, um nur noch wenige Beispiele zu nennen, Franks Stellungnahme gegen die Ehelosigkeit weiter Kreise — einschließlich der Klöster!, gegen die Kinderlosigkeit und Kinderarmut der Ehen, sein Eintreten für die körperliche Ertüchtigung der Jugend durch Wandern, durch Spiel und Sport, — man bedenke, geschrieben um 1810! — haben erst in unserem heutigen, nationalsozialistischen

Staat volle Geltung und Anerkennung gefunden.

Eines wäre noch zu erwähnen, was bei den bisher und gerade in letzter Zeit erschienenen Würdigungen Franks stets übersehen worden ist, das ist seine Bedeutung als *deutscher Sprachschöpfer*. Wuchtig baut er seine Sätze auf, klar, prägnant und unerhört bildhaft ist seine Sprache, geistvoll und oft von sonnigem Humor durchglüht der Vortrag, der sich vielfach zu wahrhaft dichterischem Schwung erhebt: „Manchmal sage ich mir heimlich: hättest du den Stand deines Vaters gewählt, du hättest doch ruhiger geschlafen! — Geschlafen? antwortet später die Vernunft; und wer ist bloß zu diesem geboren? . . . dann schweige ich schamrot und lupfe mutig die schon gewohnte Last auf meine schon alternden Schultern.“ So sagte Frank von sich selbst im Jahre 1802. Das schöne Wort mag zeigen, welcher Gestaltungskraft der *Dichter* Peter Frank fähig war.

Er trug „die schon gewohnte Last“ noch bis zum Jahre 1821, wo ihn am 15. März ein Schlaganfall auf das Krankenlager warf. Acht Ärzte, die berühmtesten von Wien, bemühten sich um den Leidenden. Als es ihm zeitweise etwas besser ging und er die acht wie die Scharfrichter um sein Bett stehen sah, sagte er noch lächelnd: „Bei Ihrem Anblick, meine Herren, muß ich an den Ausruf jenes französischen Kriegers denken, an dessen Sterbelager ich nach der Schlacht von Aspern gerufen worden bin: Parbleu! acht Kugeln waren nötig, um einen französischen Grenadier zu töten!“

Man hat Johann Peter Frank, den großen Sohn der deutschen Westmark, auf dem alten Währinger Friedhof in Wien, wo später auch Beethoven und Schubert ihre Ruhestätte fanden, begraben. Man hat ihm ein Standbild gesetzt an der Stätte seiner einstigen Wirksamkeit, im Hof des „Allgemeinen Krankenhauses“. Aber erst das nationalsozialistische Wien hat seinem Andenken jenes Denkmal errichtet, das dieses Geistes allein würdig ist: es hat seinen Namen einem der größten Krankenkäuser Wiens verliehen, als verpflichtenden Auftrag, den Geist dieses genialen Arztes, dieses Vorkämpfers und aufrechten deutschen Mannes in Wien stets wach zu erhalten.



## 75 Jahre Deutsche Schule in Genua

Die Deutsche Schule in Genua (Scuola Germanica) ist eine der älteren auslandsdeutschen Schulgründungen. Die Gründung fand vier Jahre vor der Einigung des Deutschen Reiches, nämlich am 5. April 1867 statt. Die meisten der damaligen Deutschen in Genua hatten sich schon vorher zu einer deutschen evangelischen Gemeinde zusammengefunden. Aus dieser Gemeinde ging die Schulgründung hervor. Sie war anfänglich Trägerin der Deutschen Schule, und der evangelische Geistliche war ihr Leiter. Die ersten drei Jahrzehnte ihres Bestehens sind durch Mängel aller Art gekennzeichnet: unzureichende Lehr- und Lernmittel, viel zu enge Schulräume in Miethäusern, daher Zusammendrängung auf zwei, zeitweilig drei Klassen. Daneben bestand in Genua eine hervorragend ausgestattete Schweizer Schule, die einen großen Teil der deutschen Kinder weglockte. In dieser Zeit brachte es daher die Schule selten auf mehr als 40 Schüler.

Der erste Schritt zur Besserung dieses ärmlichen, schattenhaften Daseins der Schule geschah 1897 durch ihre *Trennung von der Kirchengemeinde*. Jetzt interessierte sich auch das preußische Kultusministerium für die Schule. 1900 wurden von der Schulgemeinde neue Satzungen aufgestellt, durch Sammlungen die Schulden getilgt und ein geordneter Lehrkörper geschaffen. Der neuernannte Direktor Georg v. Hassel stellte einen neuen Lehrplan auf; die Schule wurde erweiterte Mittelschule und paritätisch. Am 1. Oktober 1900 zählte sie drei hauptamtliche und vier nebenamtliche Lehrkräfte und 35 Schüler, die in vier getrennten Klassen mit je zwei Abteilungen unterrichtet wurden. Allerdings war sie immer noch in Mietsräumen untergebracht. Von da an ging es nun Jahr für Jahr vorwärts. 1908/09 wurden 122 Schüler von zehn Lehrern unterrichtet. (Die höchste Schülerzahl zeigte der Jahrgang 1907/08 mit 153 Schülern.) Schon am 1. November 1901 mußte

die Schule neue, größere Räume beziehen. Am 18. November 1901 wurde ein Kindergarten eröffnet und der Schule angegliedert. Dazu kam noch ein Garten als Turnplatz und botanische Anlage. 1902 wurde die Schule als Realschule bis Obertertia ausgebaut. Schon am 1. Oktober 1904 erfolgte der Ausbau zu einer vollständigen Realschule bis einschließlich Untersekunda. Es konnte von jetzt an die für das Reich gültige Einjährig-Freiwilligen-Prüfung abgelegt werden. Am 1. Oktober 1908 wurde das endgültige Schulgebäude (erst mietweise, dann am 22. Februar 1911 kaufweise) erworben, in dem die Schule heute noch untergebracht ist. Die Mittel zum Erwerb dieses Gebäudes brachte einzig und allein die Deutsche Kolonie in Genua auf.

Der Weltkrieg 1914–1918 setzte der Tätigkeit dieser Schule ein vorläufiges Ende. Erst im Oktober 1923 konnte die Schule als dreiklassige Grundschule in einem Teil des Gebäudes mit 15 Schülern wieder eröffnet werden. Das ganze Gebäude wurde erst 1926 von der italienischen Schulbehörde wieder freigegeben. Es wurde an dem Grundsatz festgehalten, die Schule in deutschem Geiste und in deutscher Unterrichtssprache zu führen. Die Entwicklung ging schnell vorwärts. Bis zum Jahre 1930 hatte sie schon wieder den Ausbau bis zur Untersekunda erreicht. Bei ihrem 70jährigen Bestehen im Jahre 1937 umfaßte sie einen Kindergarten, 4 Klassen Vorschule und 5 Klassen Realschule. Sie hat sich seitdem genau nach dem *jetzigen deutschen Oberschultyp* ausgerichtet. Sie besteht also heute aus Kindergarten, Grundschule und Oberschule (Klassen 1–5). Der Schulbericht von 1940/41 weist 8 Lehrkräfte (davon 6 deutsche) und 139 Schüler (davon 38 deutsche und 101 italienische) aus. Unter den 7 deutschen Oberschulen in Italien nimmt sie der Schülerzahl nach den vierten Rang ein.

Brecht.



# Volkstumsfragen im deutschen Osten

Von Ewald Sadowski

Die deutsche Landnahme im Osten und die ihr folgende Sicherung der wiedergewonnenen Gebiete als Lebensraum unseres Volkes drängt die Auseinandersetzung mit dem Volkstumsproblem in den Vordergrund der deutschen Ostaufgabe. Die seit Beendigung des Polenfeldzuges vor sich gegangene Entwicklung läßt immer deutlicher erkennen, daß die einzuschlagende Linie der Volkstumspolitik nicht nur für die vor zwei Jahren dem Reich eingegliederten Ostgaue von Bedeutung ist, sondern in Zukunft auch starke Rückwirkungen auf das gesamte deutsche Einflußgebiet haben wird. Der vom Führer gestellte Auftrag der Besiedlung der neuen Ostgebiete mit rassisch wertvollen, politisch einsatzbereiten, leistungsmäßig hochstehenden und kinderreichen deutschen Menschen machte zunächst in den nach dem 26. Oktober 1939 zum Reich gekommenen Gebieten eine klare Einstellung zu den auftauchenden Volkstumsfragen erforderlich. Der mit der Durchführung der Deutschen Volksliste in den eingegliederten Ostgebieten eingeschlagene Weg einer volkstumspolitischen Neuordnung erhält hierdurch ein weit über seinen derzeitigen Bereich hinaus wirkendes Gewicht.

Wegweisend für die Bereinigung der Volkstumsverhältnisse in den vier Ostgauen war der Gedanke, daß mit der Niederwerfung des polnischen Widersachers das Tor zu einer Entwicklung aufgebrochen wurde, die dazu führen soll, dem deutschen Volke wieder eine *artgemäße, d. h. bodengebundene Lebensordnung* auf bauerlicher Grundlage zu geben, für deren Verwirklichung es innerhalb der alten Reichsgrenzen an Raum fehlte. Eine solche volkspolitische Zielsetzung mußte mit der seither verbreiteten Auffassung brechen, die ein Zusammenleben des deutschen und des polnischen Volkstums auf ein und demselben Raum als unabänderliche Tatsache hinzunehmen gewohnt war. Die Berechtigung zu einer solchen Haltung ergibt sich einmal aus dem geschichtlichen Anspruch des deutschen Volkes auf diesen Raum und zum zweiten aus dem Verhalten des Polentums gegenüber dem Deutschtum während der fast tausendjährigen Berührung beider Volkstümer.

Wendet man den Blick in die Vergangenheit, so zeigt sich, daß in *frühgeschichtlicher*

Zeit das Stromgebiet von Weichsel und Warthe *germanischer Volksboden* war, auf dem Goten, Burgunder, Vandalen und andere germanische Stämme siedelten, ehe sie in der Zeit der Völkerwanderung über Oder und Elbe abzogen und die verödeten Räume den später vom Pripjet her nachrückenden slawischen Stämmen überließen. Schon die erste slawische Staatengründung unter dem Normannen Misika (polnisch „Mieszko“), der die vielfältig in sich zerspaltenen slawischen Stammesherrschaften zum ersten Male unter seiner Führung zusammenfaßte, läßt erkennen, was sich im späteren Ablauf der polnischen Geschichte immer wieder bestätigte: daß das von Natur aus unschöpferische Polentum seine tragenden Kräfte *aus dem deutschen Blutsanteil* bezog, den es seit dem ausgehenden Mittelalter in immer neuen Wellen in sich aufgenommen hat. Ganze Ströme deutschen Blutes sind in der Vergangenheit im Ostraum wirksam geworden, haben das Land der Kultur und Gesittung erschlossen, Städte, Kirchen und stolze Burgen erbaut, die zusammen mit unvergänglichen Kunstwerken als stumme Zeugen jener gewaltigen deutschen Kulturleistung im Osten noch heute zu uns sprechen. Das polnische Volk hat dem deutschen Volke hierfür keinen Dank gewußt. Es hat vielmehr, seit der Klerus sich zum Träger des polnischen Nationalgedankens aufwarf, alles Deutsche mit einem unverständlichen Haß verfolgt, der in seinem letzten Wesen nur aus dem rassisch bedingten Minderwertigkeitsbewußtsein des Polentums heraus begreiflich wird. Die schrankenloseste Entfesselung dieses Deutschenhasses erlebte die Welt im Jahre 1939 in dem Mord an Zehntausenden wehrloser deutscher Männer und Frauen. Das polnische Volk hat damit durch sein ganzes Verhalten in Vergangenheit und Gegenwart bewiesen, daß es ein Zusammenleben zwischen Deutschtum und Polentum auf friedlicher Ebene auf die Dauer nicht geben kann. Aus diesen Erfahrungen zieht heute die Führung des deutschen Volkes die entsprechenden Folgerungen für ihre auf lange Sicht abgestellte volkspolitische Arbeit im neuen deutschen Osten.

Schon am 28. Oktober 1939 erging im Sinne eines Auftrages des Gauleiters und Reichs-



statthalters Greiser zunächst für den Bereich des Reichsgaues Wartheland eine Verfügung über die Einrichtung einer *Deutschen Volksliste*. Ihre Aufgabe war, ausgehend von den völkischen Tatbeständen nach der deutschen Inbesitznahme der Ostgebiete, die Bestandsaufnahme des Deutschtums durchzuführen. In mehr als einjähriger Arbeit und Erfahrung entwickelte sich hieraus die heute bestehende Organisation der Deutschen Volksliste mit der Zentralstelle beim Reichsstatthalter, den Bezirksstellen bei den Regierungspräsidenten und den Zweigstellen bei den unteren Verwaltungsbehörden. Bei der Erfassung des Volksdeutschtums ging man von der Erkenntnis aus, daß ein Rückfall in alte Fehler einer früheren Volkstumspolitik nur dann vermieden werden könne, wenn eine Trennung von Deutschtum und Polentum der gesamten Volkstumspolitik von vornherein zugrunde gelegt würde. Denn schon die ersten Arbeitsergebnisse führten zu der Feststellung, daß neben dem Kern der deutschen Volksgruppe, der sich in der harten Bewährungszeit der Fremdherrschaft als natürliche Auslese des kämpferischen Volkstums herausgebildet hatte, in zahlreichen Einzelfällen als Folgeerscheinung des erbittert geführten Volkstumskampfes vor allem durch völkische Mischehen bereits Bindungen und Verzahnungen mit dem fremden Volkstum eingetreten waren, die eine einwandfreie Bestimmung der Volkstumszugehörigkeit erschwerten. Im Interesse einer Klärung der völkischen Fronten konnte demnach ein bloßes Lippenbekenntnis nach der Rückgliederung der Ostgebiete unter keinen Umständen als ausreichende Grundlage für die Aufnahme in die Deutsche Volksliste angesehen werden, zumal polnischerseits verschiedentlich das Bestreben festgestellt werden konnte, aus durchsichtigen Gründen unter allerlei Täuschungsmanövern Eingang in die sich bildende deutsche Volksgemeinschaft zu finden. Von entscheidender Bedeutung mußte vielmehr das *Verhalten des Einzelnen* in der Zeit der Fremdherrschaft sowie seine *blutsmäßige Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum* sein. Diese wesentlichen Grundsätze haben durch die „Verordnung über die Deutsche Volksliste und die deutsche Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten“ vom 4. März 1941 ihre reichsgesetzliche Regelung erfahren, die für die Erfassung des ansässigen Deutschtums in allen eingegliederten Ostgebieten einheitliche Gesichtspunkte festgelegt hat.

Für diejenigen Deutschen, die während der Fremdherrschaft ihre oft mit schwersten

persönlichen Opfern bezahlte völkische Bewährungsprobe bestanden haben, fällt die Entscheidung der Volkszugehörigkeit nicht schwer. Über die formale Beurkundung ihrer aufrechten Haltung hinaus wird ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Erfahrungen aus dem Volkstumskampf und ihre Einsatzbereitschaft auch weiterhin in den Dienst des Aufbaues ihrer befreiten Heimat zu stellen. Für die nicht klar einzuordnenden Fälle legt die Deutsche Volksliste eine Reihe von Beurteilungsgrundlagen fest, nach denen eine verantwortungsbewußte Entscheidung zu treffen ist. So wird beispielsweise im Falle einer völkischen Mischehe die Aufnahme auch des polnischen Ehepartners in die Deutsche Volksliste dann verantwortet werden können, wenn der deutsche Teil sich in der Familie, d. h. vor allem in der Frage der Kindererziehung, durchgesetzt hat und dem polnischen Ehepartner keine deutschfeindliche Einstellung in der Vergangenheit nachzuweisen ist. Eine entsprechende Einstufungsmöglichkeit in die Deutsche Volksliste ist durch ihre Aufteilung in vier Abteilungen gegeben. Viele, obwohl irrtümliche, so doch weitverbreitete Auffassungen zur Volkstumsfrage hat die begonnene Lösung dieses Problems in den Ostgebieten schlagartig ins richtige Licht gerückt, so etwa die Meinung, daß ein Pole der früheren preußischen Teilgebiete, der die deutsche Sprache fließend beherrsche und den Weltkrieg auf deutscher Seite mitgemacht habe, doch nicht als Pole angesehen werden könne. Die tägliche Praxis hat demgegenüber Beispiele geliefert, die die ganze Abwegigkeit solcher Auffassungen kennzeichnen. Unzählige deutsche Männer haben als polnische Staatsangehörige unter Polens Fahnen kämpfen müssen, ohne daß man daraus für sie ein Bekenntnis zum polnischen Volkstum ableiten könnte. Umgekehrt aber haben unzählige Angehörige des deutschsprechenden sog. Posener Polentums nachweislich in deutschfeindlichen Organisationen eine führende Rolle gespielt und sind in den letzten beiden Jahren von den Sondergerichten als Deutschenmörder aus den blutigen Septembertagen 1939 zum Tode verurteilt worden, obwohl sie einstige Weltkriegsteilnehmer und oft auch Träger des Eisernen Kreuzes gewesen sind. Hieraus wird deutlich, daß nicht äußere Merkmale wie Sprache, deutsche Schule oder deutsche Staatsangehörigkeit vor dem Weltkrieg ausschlaggebend für die Zuerkennung der deutschen Volkszugehörigkeit sein können. Das Volkslistenverfahren lehnt vielmehr die Germanisierung reiner Polen ab und hält als



wesentliche Aufnahmebedingung für die Grenzfälle an dem Grundsatz fest, daß kein deutsches Blut verloren gehen und fremdem Volkstum nutzbar gemacht werden darf. Deshalb erstreckt sich das Verfahren auch in der letzten Einordnungsstufe immer noch auf die Rückgewinnung gefährdeten oder verlorgengegangenen *deutschen Blutes*, wenn die vorgeschriebenen, die Gesamtpersönlichkeit des Einzelnen wertenden Beurteilungsgrundlagen vorhanden sind und die Aufnahme in die deutsche Volksliste als erwünschter Bevölkerungszuwachs anzusehen ist, wobei der Rückgewinnung des „letzten Tropfens deutschen Blutes“ selbstverständlich festumrissene Grenzen gesetzt sind.

Die dicht vor dem endgültigen Abschluß stehende Arbeit der Deutschen Volksliste hat mit der von ihr getroffenen Entscheidung der Frage der Volkszugehörigkeit die Voraussetzung für die Lösung des Volkstumsproblems in einem jahrhundertlang umkämpften Grenzraum, wie ihn der deutsche Osten darstellt, geschaffen. Die Trennung der Volkstümer hat die Gefahr des Eindringens unerwünschter Elemente in die in der Bildung begriffene junge deutsche Volksgemeinschaft beseitigt und die Sicht für die zu treffenden volkspolitischen Maßnahmen freigemacht, deren Ziel die folgerichtige Auswertung des Waffensieges und damit die völkische Durchdringung und Sicherung des neuen deutschen Lebensraumes im Osten ist.

## Wesenszüge deutscher Kunst im Ostland

Von Eugen Kusch, Nürnberg

Es gibt wohl kaum eine andere Stadt deutscher Prägung, in der man den Begriff der Grenze stärker empfindet als im alten *Narwa*, das bis in unsere Tage der letzte Vorposten des Deutschtums gegen Osten geblieben ist. Denn hier, wo bis 1558 das „Ende der Christenheit“ lag, nämlich das des Römischen Reiches Deutscher Nation, wurden nicht allein Länder, sondern Kulturen und darum eigentlich auch Erdteile voneinander geschieden. Man ist als Besucher von dem gleich einem Festsaal geräumigen Marktplatz aus durch verträumte Gassen gegangen, in denen nicht zufällig die Erker behaglicher Bürgerhäuser an Franken erinnern, denn nach dem großen Brand von 1659 war die Neuerstellung dieses Viertels dem Architekten Georg Teuffel aus Nürnberg übertragen worden — man hat die zarten Danziger Fächergewölbe der Domkirche, in der sich das russisch-orthodoxe Inventar aus Peters des Großen Tagen seltsam genug ausnimmt, auf sich wirken lassen, um dann vom Turm der Ordensfeste Hermannsburg den Blick gen Morgen zu richten. Schon ihr gegenüber, die trotz ihrer Größe fein gegliedert ist, tut sich eine völlig andere Welt auf: Nur durch den Fluß getrennt liegt dort in schier brutaler Wucht das einst von den Zaren zur Bedrohung der Deutschen errichtete Kastell Iwangorod, einem in sich geduckten Raubtier gleich; dahinter aber zieht sich die trostlose Spur eines schlech-

ten Weges durch verfilzten Wald ins Niemandsland hinein, vor dem Kriege lediglich von sowjetischen Wachttürmen bestanden.

Die Wehrburg inmitten eines kulturellen Vakuums, sie ist zugleich ein Merkmal der mittelalterlichen Kunst des Ostlandes: Die ansässigen Völker besaßen von sich aus nichts, was sie den Bauten in den aufblühenden Orten der deutschen Pioniere hätten zur Seite stellen können — immer blieben sie ausschließlich die Nehmenden. Darum fehlt den Kirchen und ihrer Einrichtung jeder fremde Einschlag; sie sind nach gleichen Gesetzen geschaffen wie die im Reich, nur meist bedingt durch die schon herbere Landschaft mit ihren schweren Wintern, in kleineren Ausmaßen. Eigentümlich ist dabei, daß einer der frühesten Stileinflüsse nicht direkt vom Westen, sondern auf dem Umweg über das schwedische Gotland vermittelt wird, so von 1185 ab an Burg und Kirche in Uexküll und vermutlich auch am ersten Bauabschnitt des *Domes von Riga*. Dies hängt damit zusammen, daß auf Gotland, dem später so wichtigen Stützpunkt der Hanse, sehr bald eine bodenständige Steinhauerschule entstand, welche die eingeführten Formen der noch schlichten westfälischen Hallenkirche weiter pflegte und mit Schmuck versah. Nachdem die Meister auf ihrer heimatlichen Insel beinahe jedem Dorf ein stattliches Gotteshaus spätromanischer Prägung gegeben hatten, fanden



sie in den gerade entstehenden Gemeinden der Deutschen in den Ostseeländern gute Aufnahme. Wie dann später Wisby nach dem — vielleicht etwas übertriebenen — Urteil des Schweden Lindström „geradezu eine westfälische Stadt“ wird und seine stolze Marienkirche als Symbol der innigen Beziehungen eine direkte Filiale von Lübeck, so kommt nochmals eine starke Ausstrahlung auf den Osten des Festlandes zustande, aber mittlerweile hat sich der machtvolle Bauwille der norddeutschen Küstenstädte auch dem Ostland direkt mitgeteilt.

Den Hallenkirchen westfälischer Ordnung in Livland haftete noch die Schwere erster Versuche an. Bei ihnen war ja, ähnlich wie in Siebenbürgen, die Wehrhaftigkeit wesentlicher als aller künstlerische Schmuck. Dieser entwickelte sich darum naturgemäß erst im Gleichklang der durch die Gunst des Osthandels sich vollziehenden Ausbreitung der Städte. An deren Spitze stand das von Bischof Adalbert gegründete Riga, dessen malerisches Weichbild bis heute den Geist hanseatischen Bauens atmet. Die Art, wie sich die erstarkende Bürgerschaft der Bevormundung ihrer Landesherren zu entziehen weiß, erinnert an ähnliche Vorgänge im reichsfreien Nürnberg, nur daß die Ostdeutschen darin weit weniger geschmeidig waren: Zweimal zerstörten sie das den Hafen beherrschende Schloß des Deutschen Ordens, um die bisher geübte Kontrolle des Schiffsverkehrs zu vereiteln; die Bürger waren, wie auf dem Lande der Adel, sehr oft der sich freuende Dritte in dem lang anhaltenden Vormachtsstreit zwischen den Ordensrittern und den Bischöfen.

Von Rigas rotem, schlicht gefügtem Backsteindom heißt es, bei der ersten Planung von 1211 seien solche Ausmaße vorgesehen gewesen, daß noch hundert Jahre später die gesamte Bevölkerung der Stadt darin Platz gefunden hätte — ein gewaltiges Projekt gegenüber dem vorher hier stehenden Holzkirchlein! Trotz vereinfachter Behandlung der Außenteile unter anderem nach Art der Zisterzienser, die ja gerade im Ostland als Pioniere wie als Architekten eine hervorragende Rolle spielten, steht das Werk in seiner letzten Gestalt mit dem wuchtigen, von Blenden und Fenstern durchwirkten Turm den Hauptkirchen von Lübeck und Danzig geschwisterlich nahe. Indessen wurde wie in der Travestadt auch in Riga nicht der Dom das in seiner Geschichte am meisten fesselnde Projekt — die im Jahre 1941 von den Bolschewiken zerstörte Kirche St. Petri überragte die Kathedrale nicht allein durch ihre zierlich ge-

drechselte Spitze, sondern zugleich durch die überlieferten Daten.

*St. Peter in Riga* wird zwar ungefähr gleichzeitig (1209) mit dem Dom erstmalig genannt, allein bis zum Durchbruch der Gotik in Livland ist über das Werden des Baues kaum etwas bekannt. Als jetzt eine dem neuen Stil huldigende basilikale Erweiterung notwendig wird, bestellt man den Meister dazu aus einer Stadt, der man nicht nur geschäftlich verbunden war: Im Jahre 1408 wird Johann Rumeschottel aus Rostock die Leitung für den Chorbau übertragen; dieser hatte dem neuen Schiff ein gewaltiges Querhaus hinzufügen und so eine Anlage nach Art der seiner Heimatstadt schaffen wollen, die St. Peter zu den vollendetsten Kirchen des gesamten Ostseegebietes gemacht hätte. Aber durch die Auswirkungen der unglücklichen Schlacht von Tannenberg wurden die Arbeiten schon nach kurzer Zeit eingestellt und, als sie erst nach einem Menschenalter wieder aufgenommen werden konnten, waren die Geldmittel nicht mehr vorhanden, die großzügigen Entwürfe Rumeschottels weiter auszuführen — ohne das Walten jedweder weiteren Initiative glich man nur die Höhe und Breite des Langhauses dem neuen Chor an. Der Turm dazu mußte nach mancherlei Unglück nicht weniger als viermal wieder aufgebaut werden, wobei bezeichnend ist, daß von Danzig, Lübeck und Hamburg fachmännischer Rat dafür eingeholt wurde. Die letzte Fassung gab ihm dann der einheimische Zimmerer Johann Wülbern und machte damit St. Peter zum Wahrzeichen von Riga. Der einstmals unvergleichliche Reichtum des Innern als Spiegelbild ständischen Wohlergehens ist bis auf die Fragmente einer trefflichen Arbeit des Lübeckers Hans Heydemann leider nur mehr urkundlich überliefert. Unter den fast 40 Altären lübschen oder einheimischen Ursprungs von hohem Wert soll einer sogar von Albrecht Dürer an Ort und Stelle geschaffen worden sein — Nicolaus Busch hat u. a. an Hand von drei Trachtenentwürfen nachzuweisen versucht, wie Dürer auf seiner Reise nach Riga im Winter 1521/22 dort einen ehrenden Auftrag ausgeführt habe, was zumindest ein beredtes Zeugnis für den innerdeutschen Kunstaustausch bis hinauf zu den äußersten Grenzmarken des Reiches ist.

Die erst jüngst geklärte Geschichte eines noch als Ruine imposanten Bauwerks aus der Blütezeit des Ostlandes weist zum Teil in eine völlig andere Richtung als die der anderen Kirchen: Der *Dom von Dorpat* trägt zwar Grundmerkmale der westpreußischen



Zisterzienserabtei Pelplin, aber die Erweiterung nach 1400 ist süddeutscher Art — vielleicht hat ein Mitglied der Landshuter Bauhütte Hans Stettheimers hieran Anteil oder gar, wie mit mehr Wahrscheinlichkeit aus dem kapellenlosen Hallenchor mit Umgang und anderen Details geschlossen wird, ein Angehöriger der großen Steinmetzenfamilie Parler, deren Wirken zwischen ihrer schwäbischen Wiege Gmünd bis an den Rand der Karpaten immer klarer festzustellen ist. Karl H. Clasen hebt hervor, daß der damalige Bischof von Dorpat, Damerow, zuvor Geheimschreiber des Kaisers Karl IV. in Prag gewesen sei, was zumindest seine Kenntnis des der Parlerschule eigenen Chorabschlusses erklärt.

Vor allen anderen Städten des Ostlandes hat *Reval* sein einzigartiges, durch eine Ringmauer und trutzige Türme noch völlig in sich geschlossenes mittelalterliches Aussehen bewahrt — auch seine Straßen im Schmuck hochgiebliger Patrizierbauten und festlich eingerichteter Gildenhäuser sind einheitlicher geblieben als sonstwo; das in seinen Proportionen schön ausgewogene Rathaus hat schon Dehio als kraftvolles Zeugnis deutscher Pionierkunst gerühmt. Aus dem Dreigestirn von Revals Kirchen ragen St. Olai durch die prachtvolle Holzkonstruktion seines steilen Turmes und St. Nikolai hervor, weil dieses den berühmten Totentanz von Bernt Notke in sich birgt. In klarer packender Sprache und doch mit virtuoser Handschrift schildert dieser spukhafte Reigen einen damals gern gewählten Gegenstand — die Gleichheit aller irdischen Stände in der Sterbestunde, nicht zuletzt als Ausdruck eines neuen Gemeinschaftsgefühls, das alle sozialen Gegensätze auslöschen möchte. Was dieses Gemälde besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß die Forschung in der Revaler Fassung nicht wie früher angenommen eine Kopie des Lübecker Exemplars, sondern das Original aus Notkes vielseitiger Hand erkannte.

Auch der Revaler Totentanz entbehrt nicht der gleichnishaften Bedeutung der innigen Beziehung der bildenden Künste im Ostland zu den geistigen Mittelpunkten der Hanse. Leider ist gerade hier in unruhigen Zeiten soviel verloren gegangen, daß eine aussichts-

reiche Beurteilung der Malerei unmöglich gemacht wurde. Wesentlich besser steht es mit der Plastik, wenn es sich auch vorwiegend um Arbeiten zwischen 1400 und 1530 handelt, um jene Zeitspanne also, da die Ausfuhr von Lübecker Bildschnitzereien nach Norden und Osten geradezu konkurrenzlos ist. Wenn auch neben wenigen lokalen Erzeugnissen manches nach Danzig weist oder wie eine unter dem Namen „Docke“ bekannte Madonna nach dem westlichen Norddeutschland und die Predellen von Hinrich Beldensnyder-Brabender nach Münster in Westfalen, so bleiben doch die Lübecker Namen in der Überzahl: Neben dem schon genannten Bernt Notke sind es u. a. Hermen Rode, Johannes Junge, Claus Berg und Henning van der Heide, deren Werkstätten geschnitzte und bemalte Altäre für Kirchen im Ostland ausführen, bis dann die Reformation diesem reichen Zustrom ein recht gewaltsames Ende bereitet.

Heftiger nämlich als meistens im Reich wüteten in den Städten des Ostlandes die Bilderstürmer, denn unheilschwer war die Luft aus den gegensätzlichen Meinungen geladen, besonders in Riga, wo dann eine tumultartige Zerstörung der alten Kircheneinrichtungen vor sich ging. Noch in der Nachwirkung dieses religiösen Fiebers entstand die „Parabel vom verlorenen Sohn“ des aus Hessen nach Riga zugewanderten Franziskaners Burkard Waldis, welche 1527 mit tiefster Wirkung vor der Petrigemeinde aufgeführt wurde. Dieses Gottsucherdrama zählt zu den letzten unsterblichen Kunstschöpfungen auf dem Boden des Ostlandes; was fortan noch hinzukam, war meist nur eine — freilich liebevolle — Ergänzung oder Erneuerung des schon Bestehenden. Nur wo, wie in Narwa, eine spätere Zuwanderung von Kaufleuten auch weiterhin Wohlstand und Anregung zu schaffen vermochten, kommt die Barockkunst zu einigem Recht, wenn auch hier wie an den verschiedenartigen kurländischen Schloß- und Gutsbauten in weitaus spärlicherer Ausstattung als in den Ursprungsgebieten. Es fehlte mittlerweile eben doch an der erforderlichen Resonanz, die schon allein durch erzwungene Grenzen gegen Deutschland hatte abhanden kommen müssen.

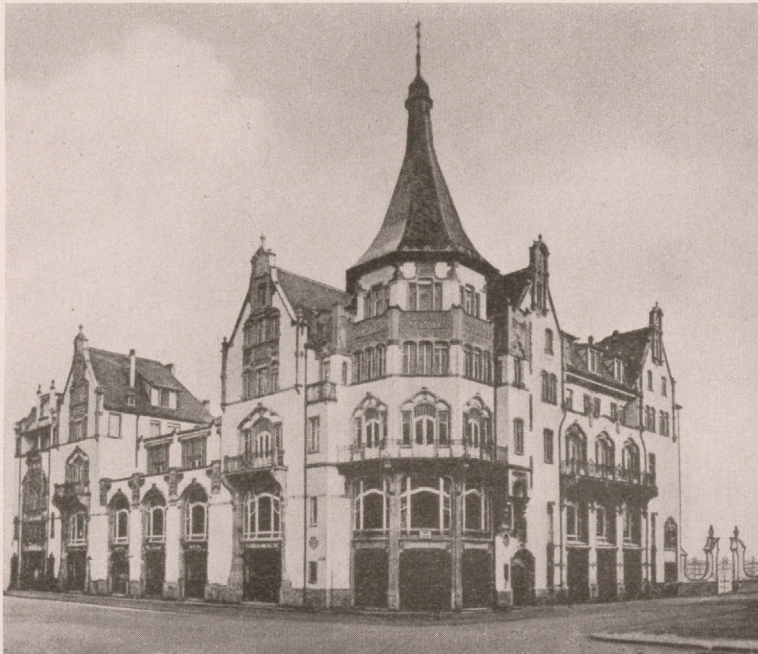


# Pflege des deutschen Männergesangs im Elsaß



Ehrenpokal, dem Elsässischen Sängerbund vom Zürcher Gesangverein im Jahre 1856 gestiftet

Quelle: „Leipziger Illustrierte“ vom 20. Juni 1856

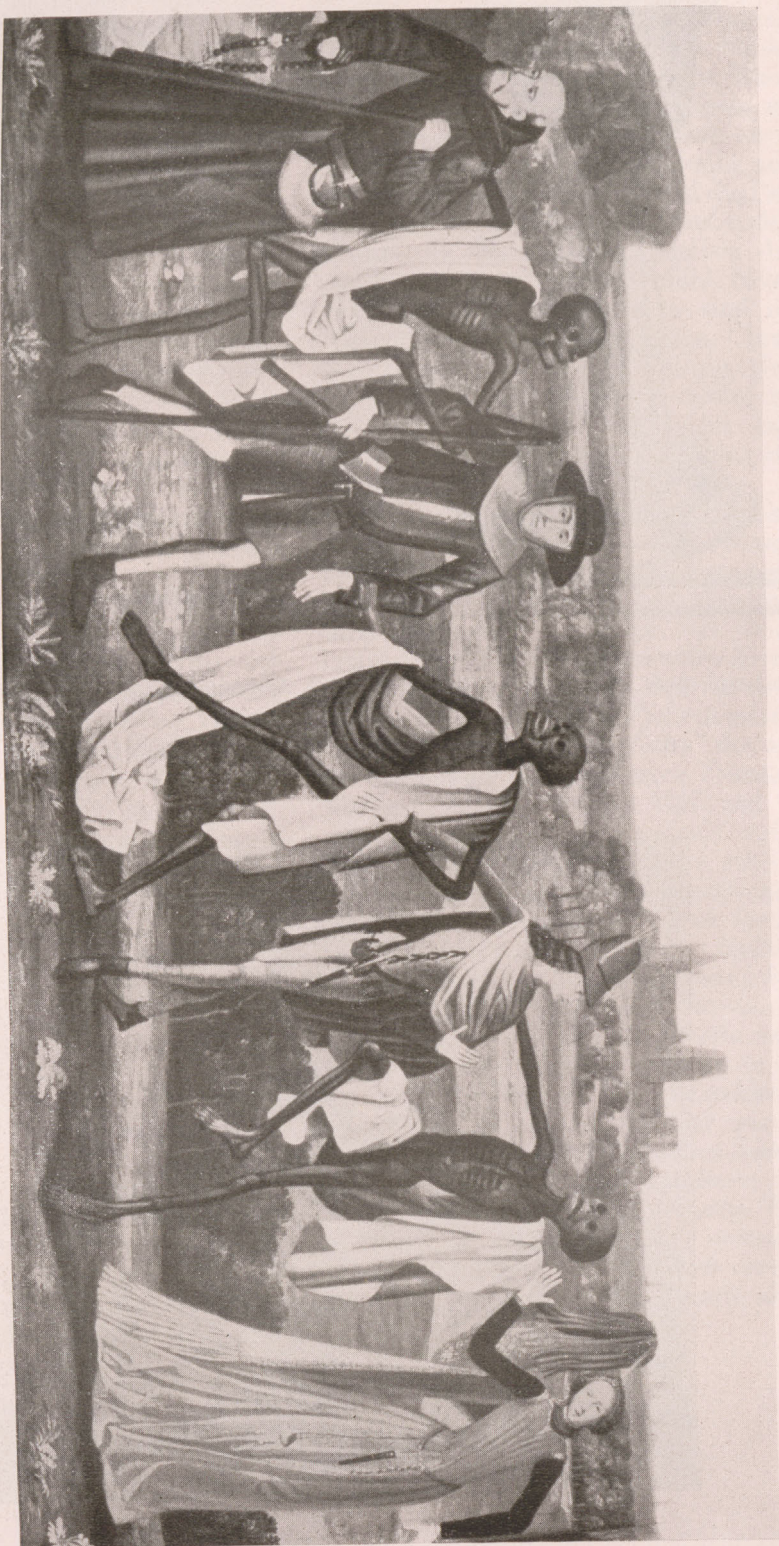


Straßburger Sängerhaus, eröffnet 1903

Quelle: „Festschrift zur Erinnerung an die Eröffnung des Sängerheims des Straßburger Männergesangsvereins 31. Januar und 1. Februar 1903“. Straßburg, Elsass. Druckerei und Verlagsanstalt



# Alte baltische Kunstwerke



Teilbild aus dem Totentanz von Bernd Notke (um 1460) in der Nikolaikirche zu Rerval.  
Früher für eine Kopie der gleichen Darstellung im St. Martin zu Lübeck gehalten. Heute als Original des nach der Reformation von  
seinem Ursprungsort verbannten Werkes erklärt.





# R I G A

Blick von St. Jakobi auf Petrikirche (links) und Dom,  
beide baugeschichtlich engstens mit Lübeck verbunden



# R E V A L

Vor den Toren der Stadt. Blick auf die Olaikirche





#### N A R W A

Die Festung Iwangorod. Im Hintergrund die Hermannsburg



#### D O R P A T

Portalfront der Domkirche.

Der letzte Bau von 1470 zeigt außer westpreußischen Einflüssen auch solche aus Süddeutschland, vermutlich aus Landshut

Quelle: Privataufnahmen von Eugen Kusch



# Die deutschsprachige Zeitschriftenpresse in der Sowjetunion

Von Horst Seemann

Die Sowjetstatistik hebt rühmend hervor, daß die Presse der Sowjetunion in 85 Sprachen erscheint und alle Nationalitäten „ihre“ Organe haben. In Wirklichkeit hat diese „Fürsorge“ für eine „eigene“ Presse der in der Union zusammengefaßten Nationalitäten natürlich ausgesprochen agitatorische Gründe, denn sie bringt keineswegs etwa die Eigenart und das Eigenleben der nichtrussischen Völkerschaften zum Ausdruck, sondern sie sieht es als ihre Aufgabe an, alle Angehörigen der Sowjetrepubliken dem Bolschewismus gefügig zu machen und „den bolschewistischen Menschen zu formen“.

Am 7. November 1917, dem Tage des bolschewistischen Umsturzes, begann für die gesamte Presse Rußlands die Umwandlung zur bolschewistischen Staatspresse. Dabei wurden auch die deutschsprachigen, deutsches Wesen pflegenden Blätter durch bolschewistisch orientierte Organe ersetzt, die zwar weiterhin in deutscher Sprache erschienen, die aber die Belange der deutschen Siedler völlig übergingen. Sie waren darum auch in deutschen Kreisen denkbar unbeliebt und erreichten trotz allen Schikanen keine große Verbreitung; in unvorstellbarer Eintönigkeit priesen sie die „Fortschritte“ des bolschewistischen „Aufbaus“. Ihre drucktechnische Gestaltung ist zudem ein beredtes Zeugnis für den kulturellen Tiefstand der Sowjetunion. Diese Anspruchslosigkeit in geistiger wie drucktechnischer Hinsicht ist kennzeichnend für die gesamte Sowjetpresse; selbst die graphischen Fachzeitschriften der UdSSR. machen davon keine Ausnahme.

Abgesehen von der europäisch aufgemachten Großstadt-Tagespresse unterschied sich von dieser öden Masse der Sowjetblätter nur die sich an das deutschsprechende europäische Ausland wendende und die Bedürfnisse des Rußlanddeutschtums ignorierende *Zeitschriftenpresse*. Dieser neue Typ hat sich aus den zentralistisch organisierten Jugendzeitungen „Jungsturm“ (1924) und „Die Trompete“ (1926) in Charkow und „Der Kämpfer“ in Katharinenstadt, einer der ersten sowjetischen

literarischen Zeitschriften, entwickelt. Doch sind die neuen Blätter dieses Typs eindeutiger der Mentalität des europäischen Auslandes angepaßt: so Johannes R. Bechers „Internationale Literatur“ und die von Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Willi Breidel herausgegebene „literarische“ Monatschrift „Das Wort“, die Ende 1939 einging. Der sowjetischen Wirtschafts- und Verkehrswerbung im Auslande dienen die offiziöse illustrierte Propagandazeitschrift „USSR. im Bau“ und zwei landwirtschaftliche Zeitschriften.

Jüdische und judenhörige Literaten aus aller Herren Ländern, größtenteils *Emigranten* aus dem Reich, bildeten den Redaktions- und Mitarbeiterstab der beiden Zeitschriften „Das Wort“ und „Internationale Literatur“ seit ihrer Gründung. Diese beiden Blätter dienten den Emigranten in der Hauptsache dazu, ihre literarischen Produkte an die Öffentlichkeit zu bringen und damit die Notwendigkeit ihres Emigrantendaseins unter Beweis zu stellen. Den Ton gab dabei Lion Feuchtwanger an, der sich eifrig bemühte, sein gewesenes bourgeoises Leben vergessen zu lassen, indem er Bekenntnisse auf Bekenntnisse schrieb, um den Machthabern der Sowjets zu zeigen, daß er selbst ein echter Bolschewist geworden sei. „Es tut uns wohl“, sagt er an einer Stelle über den Bolschewismus, „nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen ja! ja! ja! sagen kann“ („Das Wort“, Nr. 11/1937). Die Sowjetkultur beschreibt er mit folgenden begeisterten Worten: „Sowjetkultur ist sozialistische Kultur, ist eine Kultur der Massen, ist Kultur des ganzen Volkes... Kultur aber beginnt nicht bei Büchern, Skulpturen, Gemälden, sie beginnt bei der Möglichkeit, arbeiten, essen, wohnen, Kinder bekommen und erziehen zu können, keine Angst vor Krankheit und Alter haben zu müssen. — Sind diese Möglichkeiten dem Sowjetbürger gegeben?“, fragt er. Er müßte es ja am besten wissen, da er das „herrliche“ Leben der Sowjetbürger täglich vor Augen hat. Er ist sich aber der Schwierigkeit der Beantwortung dieser Frage wohl bewußt und beruft sich darum auf die Verfassung der Sowjetunion, jenes altbekannte Lügenpam-

Vgl. den Artikel „Die deutschsprachige Presse in der Sowjetunion“ von Carlo von Kugelgen in Heft 6/1939 (S. 372—375).



phlet, das der ganzen Welt bis jetzt vorgeschwätzt und vorgelogen worden ist. Und nun kommt eine Aufzählung der sozialen und kulturellen „Errungenschaften“ der Sowjetunion, die jedem Ausländer vorgewiesen werden als die sattem bekannten „Stalinschen Dörfer“, deren wahres Gesicht heute durch die deutsche Wehrmacht enthüllt worden ist.

Der Inhalt der Zeitschriften besteht aus der Behandlung literarischer und theoretischer Probleme des Bolschewismus und aus Lobhudeleien auf Stalin und das Sowjetregime. Stalin wird in allen Tonarten glorifiziert, hier nur eine kleine Kostprobe:

„Stalin wohnt im Land verschneiter  
Wälder,  
Wo die Menschen frei wie Adler sind.

— — — — —  
Stalin sagt: Euer ist die Erde!  
Nehmt sie, und sie nimmt uns keiner  
mehr!“

Den größten Raum nimmt in diesen Hetzartikeln die hemmungslose Greuelpropaganda gegen Deutschland ein. Besonders beliebt sind zersetzende Kritiken nach sattem bekannter jüdischer Art. Alle Mängel und Verbrechen, die dem Bolschewismus anhaften, werden kurzerhand dem Nationalsozialismus in die Schuhe geschoben. Angesichts des kulturfeindlichen Wütens der Bolschewisten und der von ihnen durch Hunger und Mord liquidierten Wissenschaft sprechen diese Schreiberlinge von der „entarteten“ deutschen Kultur und den deutschen „Wissenschaftlern der blutigen Praxis“! Große Sorgen macht ihnen das Fortbestehen des Dritten Reiches, und Bertolt Brecht fragt im „Wort“ (Nr. 12/1937) in einer „deutschen Satire für den deutschen Freiheitssender“, ob Deutschland „den nächsten Winter überdauern wird“ und im kommenden Krieg „alle Soldaten, die in die Tanks steigen, lange genug drinnen bleiben“, derweilen „alle ihre Frauen und Kinder Rüben fressen“. Diese dichterischen Ergüsse kennzeichnen am besten die geistige Verfassung derer, die sich als Walter der deutschen Kultur aufführen. Kritisiert und in den Schmutz gezogen wird von diesem Kreise emigrierter Intellektueller in gut bezahltem Eifer alles und jedes, was nicht auf den bolschewistischen Nenner zu bringen ist.

Die Rubrik „Kulturerbe“ ist eine einzige Anmaßung der Emigranten und Juden aus Deutschland. Sie verdrehen nicht nur die deutsche Literaturgeschichte, sondern bringen es in echt jüdischer Frechheit fertig, Sätze von Ernst Moritz Arndt, Goethe, Hebbel, Fritz Reuter, Richard Wagner, Gottfried Keller als eigene Worte zu zitieren, um dem Leser ein Niveau und eine Zielsetzung vorzutäuschen, die gerade ihre Machwerke nicht besitzen. Über die Deutschen in der Sowjetunion findet man kein Wort, denn sie werden von dieser gewissenlosen Emigrantenclique nicht nur unbeachtet gelassen, sondern verachtet und gehaßt.

Einige Worte seien noch zum Inhalt der Zeitschrift „USSR. im Bau“ gesagt, die in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache erscheint, wobei es bemerkenswert ist, daß die russische Ausgabe in der Ausstattung erheblich hinter den für das Ausland bestimmten Ausgaben zurücksteht. Die Zeitschrift zeigt in Großaufnahmen die fortschreitende Verwirklichung der Fünfjahrespläne Stalins. Heute wissen wir, daß diese Pläne keineswegs einer friedlichen Industrialisierung und Auswertung der Naturreichtümer zum Wohle des Landes und der Bevölkerung, sondern hauptsächlich einer großangelegten Aufrüstung dienen sollten, um mit ihrer Hilfe die Weltrevolution zu verwirklichen. Auch dieses Blatt ist hauptsächlich für das Ausland gedacht und betreibt eine raffinierte Irreführung des ausländischen Betrachters. Bilder von gigantischen Hallen und Fabrikanlagen wechseln ab mit Aufnahmen von prachtvollen, modernen Arbeiterwohnungen und Kinderhorten sowie mit Porträts von Arbeitern, die sich ausgezeichnet haben. Man soll daraus die Zufriedenheit des „glücklichen“ Sowjetarbeiters und die gewaltigen Fortschritte der Sowjetunion auf sozialem Gebiet ersehen.

Täuschung des ausländischen Lesers über die wahren Zustände im „Sowjetparadies“ und wüste Hetztiraden gegen das nationalsozialistische Deutschland — das sind die wahren Aufgaben der deutschsprachigen Presse in der Sowjetunion, die ebenso wie die übrige sowjetische Presse ausschließlich im Dienste der jüdisch-bolschewistischen Agitation steht.



## Deutschtum in Hinterindien

Bis zum ersten Weltkriege war das Deutschtum in Hinterindien nicht unbedeutend. Deutsche Handelsbeziehungen lassen sich bis ins 16. Jahrhundert zurück nachweisen. Vom 17. Jahrhundert an setzten die Bestrebungen deutscher Missionsgesellschaften ein. Einzelne Deutsche kamen mit Hinterindien (wie mit dem Fernen Osten überhaupt) durch ihre Dienste bei der holländischen Ostindienkompanie in Berührung.

Eine verhältnismäßig breite Entfaltungsmöglichkeit nach den verschiedensten Richtungen hatte das Deutschtum in dem selbständig gebliebenen Königreich *Thailand* (vormals Siam). Engelbert Kämpfer verdanken wir eine ausführliche Schilderung Siams aus dem 17. Jahrhundert (er kam 1690 mit einem holländischen Schiff dorthin). Handelsverträge wurden 1862 und 1897 von deutscher Seite mit Thailand abgeschlossen. Die wiederholten Besuche des siamesischen Königs Tshulalongkorn in Deutschland (1897 und 1907) knüpften die Beziehungen zwischen den beiden Ländern noch enger. Siamesische Prinzen traten zeitweise in deutsche Heeresdienste ein und bauten dann die siamesische Armee nach deutschem Muster auf (der Vater des jetzigen Königs war deutscher Seeoffizier). Deutsche Ärzte waren am Aufbau des Veterinär- und Sanitätswesens bei Heer und Marine in Siam maßgeblich beteiligt. Desgleichen waren die Leistungen deutscher Ingenieure und Techniker sehr beachtlich. Auch die deutsche Sprache stand in hohem Ansehen und wurde als Unterrichtsfach in alle siamesischen Mittelschulen eingeführt.

Diese Beziehungen zum Deutschtum wurden durch den Weltkrieg wesentlich gestört. Gegen den Willen des siamesischen Volkes mußte die siamesische Regierung auf Druck Englands und Frankreichs (Französisch Indochina und Britisch Malaya als Nachbarn!) 1917 in den Krieg gegen Deutschland eintreten. Zwar haben nach dem Weltkrieg die Deutschen wieder Fuß gefaßt und viele Handelsfirmen konnten wieder aufgebaut werden. Aber die früheren innigen Beziehungen konnten nicht wieder erreicht werden. Lebten vor dem Weltkriege etwa 200 Deutsche in Siam, so konnte man unmittelbar vor Ausbruch des jetzigen Krieges in Thailand etwa 100 Deutsche feststellen, von denen die meisten als Ärzte, Kaufleute, Ingenieure und An-

gestellte in der Hauptstadt Bangkok lebten. 1926 kam wieder ein neuer Handelsvertrag zwischen Deutschland und Thailand zustande. Organisatorisch fanden sich die Mitglieder der Deutschen Kolonie in Bangkok in einer Ortsgruppe der NSDAP. und einem Deutschen Klub zusammen.

Von einiger Bedeutung war sowohl vor dem Weltkriege wie auch noch vor dem jetzigen Kriege das Deutschtum in dem südlich von Thailand auf der Halbinsel Malakka angrenzenden *Britisch Malaya*. In erster Linie waren es Handelsbeziehungen, die die deutschen Firmen an den dortigen Hauptplätzen ansässig machten. Deutsche Kaufleute waren in Georgetown auf Penang tätig, das von den deutschen Schiffahrtslinien angelaufen wurde. Einige saßen auch in Kuala Lumpur; die stärkste deutsche Kolonie befand sich aber in der britischen Seefeste Singapur.

Eine der ältesten deutschen Handelsfirmen in *Singapur* ist das Haus Behn, Meyer u Co., das am 1. November 1840 dort von den Hamburgern August Behn und Valentin Lorenz Meyer gegründet wurde. Diese Firma hatte sich vor dem Weltkriege von Singapur aus über den ganzen Osten, vor allem nach den Philippinen und den Großen Sundainseln, schließlich auch nach Thailand und Burma hin ausgebreitet. Bei Kriegsausbruch im Jahre 1914 zählte sie 14 blühende Niederlassungen. Trotz der Zerschlagung der Firma während des Weltkrieges durch die Engländer konnte sie nachher ihre Wiederaufbauarbeit durchführen. Es gelang ihr dies mit solchem Erfolg, daß im September 1939 sich 15 Überseefirmen um diese Hamburger Firma gruppierten.

Im Jahre 1887 wurde von dem deutschen Kaufmann Mühlenhaus aus Düsseldorf zusammen mit einem Engländer die Straits Trading Comp. in Singapur gegründet. Starken Anteil hatten deutsche Kräfte in Malaya an der Anlage und Verwaltung von Kautschukpflanzungen, der Begründung einer rationellen Forstwirtschaft, der Anlage von Zinnerzschmelzwerken und anderen Industrien. Dem deutschen Gelehrten *R. Martin* ist vor allem die Erforschung der Inlandstämme zu verdanken.

Nach dem Weltkriege erholte sich die deutsche Kolonie in Malaya verhältnismäßig rasch wieder. Seit 1923 wurden Deutsche in Singapur wieder zugelassen. Vor dem Ausbruch des



jetzigen Krieges waren in Singapur im ganzen etwa 140 Deutsche anwesend (darunter 20 Familien). 12 deutsche Firmen waren dort vertreten. Eine Ortsgruppe der NSDAP. faßte die Reichsdeutschen politisch zusammen, während die „Deutsche Kolonie“ selbst als Sammelorganisation etwa 70 Mitglieder zählte. Seit 1935 gab es noch eine Vereinigung „Deutschen Haus“, deren 100 Mitglieder vor allem den Erwerb eines Grundstückes, den Bau und die Bewirtschaftung eines eigenen Kolonieheims anstrebten. Der Ausbruch des jetzigen Krieges hat all diesen Betätigungen

und Bestrebungen der Deutschen in Malaya ein vorläufiges Ende gesetzt.

In Französisch Indochina trat das Deutschland nur vereinzelt in Erscheinung; etwa 10 Deutsche zählte man in Hanoi. Auch im ehemaligen Kaiserreich Birma, der jetzigen Britischen Kronkolonie Burma, waren Deutsche nie sehr zahlreich. In der Hauptsache handelte es sich auch hier um Handel und Mission. Kurz vor dem jetzigen Kriege befand sich in Rangun ein Stützpunkt der NSDAP., der etwa 15 Mitglieder zählte. Auch befanden sich einige Deutsche in Mulmein. *Brecht*

## Holländischer Kolonialbergbau auf Sumatra um 1680 unter der Leitung von deutschen Bergbeamten

*Von Bergassessor Carl Liesegang, Hamburg*

Wenn die Kompagnie Bergbau treiben will, so überträgt sie die Leitung der Arbeiten dem Volke Europas, das seit den Tagen Agricolas einen besonders hohen Ruf bergmännischer Tüchtigkeit genoß und ihn durch neue Leistung immer wieder bewährte, den Deutschen.

*(Schwägerl, Das Auslandsdeutschum im niederländischen Kolonialbereich.)*

Überall, wo im nahen oder fernen Auslande Bergbau getrieben wurde, finden wir vom Mittelalter bis auf unsere Tage den deutschen Bergmann geachtet und geehrt wegen seiner guten Fachkenntnisse, seines Fleißes und seiner Zuverlässigkeit. Immer sind deutsche Bergleute weit hinaus gezogen, um ihr Wissen in überseeischen Ländern in den Dienst fremder Mächte zu stellen, solange wir noch keine eigenen Kolonien hatten, vor allem in Zeiten, in denen es im deutschen Vaterlande traurig aussah und Bergbau, Handel und Verkehr darniederlagen. So gingen z. B. in den Jahren nach dem 30jährigen Kriege manche Bergleute „vom Leder wie von der Feder“ in die damals aufblühenden holländischen Kolonien nach Indien, um ihr Glück zu versuchen. Viele, sehr viele haben es nicht gefunden, sondern sind den Mühen und Anstrengungen der gefährlichen Reisen oder den Krankheiten des tropischen Landes zum Opfer gefallen und haben unbekannt

und verschollen im Urwald ihr Grab gefunden. Nur wenigen war es beschieden, nach erfolgreicher Arbeit gesund und glücklich wieder in die Heimat zurückzukehren. Einer von diesen war der Thüringer Johann Wilhelm Vogel, geboren etwa 1655 zu Ernsteroda unweit Waltershausen bei Gotha. Er arbeitete von 1672 bis 1678 als Schreiber im Herzoglich-Gothaischen Rentamte auf Schloß Friedenstein zu Gotha. Angeregt durch die Erzählungen eines anderen herzoglichen Beamten, der um 1650 in Holländisch-Indien gewesen war, faßte Vogel, ein kluger und strebsamer Mann, dem die engen Verhältnisse der Schreibstube nicht genügten, den Entschluß, in holländische Dienste zu treten. Vorher schon hatte er sich weiter ausgebildet, da ihm die Schreiberei nicht behagte, weswegen er „auch die Handgriffe des Probierens in Erz- und Münz-Proben erlernt und sich durch den damahligen Münzmeister und Wardein Herrn Georg Friedrich Staaden in selbigen nachgehends zur Genüge informiren und unterweisen lassen, suchte daher mehr Profession vom Probiren, als von der Schreiberei zu machen.“ Mit einem Paß seines Landesherrn Friedrich Herzog von Sachsen versehen, reiste Vogel am 12. Mai 1678 teils zu Fuß, teils mit der Postkutsche über Schmalkalden, Fulda, Hanau, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Düsseldorf, Arnheim und Utrecht nach Amsterdam, wo er am 29. Mai ankam und im Hause der Ost-Indischen Kompagnie seine



Dienste als Probierer bei den Bergwerken anbot. Da zur Zeit kein Schiff zur Ausreise bereit lag, vertröstete man ihn auf später. Vogel, ein Mann von Willenskraft und Ausdauer, gab nicht, wie so mancher andere Abenteurer damals, sein mühsam erspartes Geld in den teuren Gasthäusern in Amsterdam aus, sondern trat sogleich als Soldat bei einem holländischen Infanterieregiment in Zwolle ein mit der Bedingung, ausscheiden zu dürfen, sobald Ausreisegelegenheit nach Indien sei, was man ihm auch gern bewilligte, da die Holländer, die selbst über Bergleute und bergmännische Kenntnisse nicht verfügten, sehr gern deutsche Bergsachverständige für ihre Kolonien nahmen. Als dann einige Monate später im November 1678 mehrere Schiffe zur Abfahrt nach Ostindien ausgerüstet wurden, meldete er sich wieder im Hause der Kompagnie-Verwaltung in Amsterdam, legte seine Zeugnisse über seine Probierkunst vor und bestand eine mündliche und schriftliche Prüfung gut, wobei er im Laboratorium des Stadt-Wardeins einige Erze aus Sumatra zu probieren und zu untersuchen hatte. Vogel muß sich also zu seinen bisherigen chemisch-technischen Kenntnissen in der kurzen Militärzeit auch gute holländische Sprachkenntnisse erworben haben. Er wurde daraufhin mit einem Anfangsgehalt von monatlich 20 holländischen Gulden (= 8 Reichstalern), dazu 3 Reichstalern Kostgeld und 40 Pfund Reis nebst freier Reiseverpflegung am Offizierstische bei der Hin- und Rückfahrt, für 5 Jahre eingestellt. Am 9. Dezember 1678 trat Vogel die Ausreise an. Am 9. Januar 1679 erreichte die aus vier Schiffen bestehende Flotte die portugiesische Insel San Thiago, eine der Kapverdischen Inseln etwa auf der Höhe der afrikanischen Stadt Dakar, wo man neue Lebensmittel und frisches Wasser einnahm, und kam am 18. April nach dem damals holländischen Kapstadt. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen ging die Fahrt weiter nach Batavia auf der Insel Java, wo die Schiffe am 17. Juni, also nach einer Reise von 6 Monaten und 8 Tagen, anlangten.

Daß viele Deutsche aus ihrem damals so verarmten Vaterlande fortgingen, um im fremden Lande Arbeit zu nehmen, geht daraus hervor, daß Vogel in Holländisch-Indien mehrfach deutsche Landsleute antraf: so gleich am ersten Tage in Batavia einen Thüringer aus Arnstadt, der als Torschreiber beschäftigt war. Mit Vogel waren gleichzeitig mehrere deutsche Bergleute aus dem sächsischen Erzgebirge angekommen, die mit ihm und einigen wallonischen Bergleuten am

3. September 1679 nach der Insel Pulo Chinco, an der Westküste von Sumatra gelegen, fuhren und von dort nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Festlande nach Sillida übersetzten. Dicht bei Sillida, zwei Stunden im Innern, lag das Goldbergwerk Sillidase Tambangh. Vogel fand im Probierlaboratorium in Sillida, wo bereits zwei Deutsche, *Johann Hoffmann* und *Wilhelm Ruling*, tätig waren, die ihn freundlich bewillkommneten, reichlich Arbeit, „weilen die Bergleute durch ihre zwar vergeblich gethane Arbeit mancherley Gebürge entdeckten, so mangelte es meinen Cameraden, den Assayeurs und mir nicht an Proben, sintemal kein Tag vorbey striche, daß sie uns nicht ander Gesteine oder Gebürg zu probiren zugeschiedt, es wurde aber allezeit ohne Halt in der Probe gefunden, hingegen ließ man in dem Scheide-Hauß bei der alten Tambangh (= Grube) das Scheidemehl, so in Scheidung der Erzte abfället, sichern und davon eine ziemliche Quantität Schlich zusammenbringen, welcher sehr reichhaltig, inmassen ich dessen probiret, da ein Centner 40 Mark und 120 Mark Silber gehalten: Nichts weniger ließ man auch das Gebürge rund um die Sillida alte Tambangh untersuchen und probieren, daß auch die Dammerde, wenn sie gesichert wurde, Flämmlein (d. h. kleine Spuren) gediegen Gold bey sich führete.“

Nachdem Vogel einen schwierigen Wegebau durch den Urwald zu einem Goldvorkommen ausgeführt hatte, erkrankte er schwer an Malaria und mußte deshalb im Januar 1681 nach Batavia zurückkehren. Bei der Durchfahrt zwischen Sumatra und Java sah er mit Erstaunen, daß die Insel Krakatau, die bei seiner Vorbeifahrt im September 1679 grün gewesen und üppig bewachsen war, völlig wüst und verbrannt dalag. Ein inzwischen im Mai 1680 neu entstandener Vulkankegel stieß feurige Lava aus. Vogels Mitteilung ist die erste in einer deutschen Reisebeschreibung enthaltene Nachricht von dem Erdbeben und Vulkanausbruch, die damals die Insel Krakatau verwüsteten; diese gehört zu den unruhigsten und gefährlichsten Vulkangebieten der Erde und auf ihr kam es am 26./27. August 1883, also rund 200 Jahre später, zu dem größten Vulkanausbruch, den die Geschichte kennt, wobei die ganze Insel auseinandergerissen wurde und riesige Mengen von Asche bis zu 30 km in die Höhe geschleudert und weithin über die Erde verbreitet wurden.

Mehrere Monate brauchte Vogel, um von seiner Malaria wieder zu gesunden. Die Ge-



nesungszeit benutzte er zu botanischen Studien. Seine Schilderungen der tropischen Pflanzen und Früchte sind recht anschaulich und treffend, wie denn überhaupt seine Darstellungen und seine Schreibart viel klarer und sachlicher sind als viele anderen übertriebenen und phantastischen Reisebeschreibungen aus jenen Zeiten.

Im Juni 1681 traf als Oberleiter des Bergwesens für Holländisch-Indien der sächsische Bergrat und Berghauptmann *Olitzsch* mit mehreren anderen deutschen Bergbeamten und Bergleuten in Batavia ein, um im Auftrage der Holländisch-Ostindischen Kompagnie den Goldbergbau in Sumatra eingehend zu begutachten und über seine zukünftige Gestaltung zu entscheiden. Das Goldvorkommen bei Sillida war den Eingeborenen schon seit langer Zeit bekannt, die dort bereits vor der holländischen Kolonialherrschaft Gold gewaschen und gegraben hatten. Seit etwa 1669 hatten die Holländer den Plan gefaßt, den Bergbau selbst in die Hand zu nehmen. Nachdem der Braunschweigisch-lüneburgische Hof- und Bergrat *Peter Hertzing* lediglich auf Grund der ihm übersandten Proben ein günstiges Gutachten über das Vorkommen erstattet hatte, wandte sich die Holländische Kompagnie an den Kurfürstlich Sächsischen Rat und Bergkommissar *Dr. Benjamin Olitzsch* in Freiberg\*), um ihn als Berghauptmann und Direktor des Bergbaus für die ostindischen Kolonien einzustellen. Olitzsch nahm seine Frau, eine geborene Berlich, und seine zwei Knaben im Alter von etwa 6 bis 7 Jahren mit, da er mit einem langjährigen Aufenthalte in Indien rechnete, ohne zu ahnen, daß ihm und seiner Familie durch die Mühen der langen Seereise und durch das tropische Klima auf den indischen Inseln Krankheiten und frühes Ende bevorstanden. Am 26. Juli 1680 reiste er mit seiner Familie und einer Dienstmagd *Anna Elisabeth Münd* von Freiberg ab, mit ihm der Markscheider *Johann Abraham Martini* aus Freiberg, der Obersteiger *Johann Georg Lange* aus Wittenberg, die 6 Untersteiger *Elias Baumgarten* aus Altenberg, *Samuel Heber* aus Freiberg, *Christian Kaulfuß* von der Steigerhütte Grünthal, *Caspar Lange* aus Freiberg, *Esaias Räder* aus Freiberg und *Johann Seidenglantz* aus Annaberg, sowie die Bergleute *Philipp Jakob Bretschneider*,

*Christoph Hinckel*, *Georg Lange*, *Georg Wießner* und *Michael Wießner*, ferner der Hüttenmeister *Hans Otto* und die Schmelzer *Gottfried Meyer* und *Johann Moritz Salbert*. Zur Erledigung der schriftlichen Arbeiten nahm Olitzsch den Bergschreiber *Elias Hesse* aus Otterndorfer Mühle bei Hohenstein mit, der 1681 nach seiner Rückkehr ein recht anschaulich und lebendig geschriebenes Buch über seine Ost-Indische Reise herausgegeben hat. Wir gewinnen aus Hesses Darstellungen, die in vielen Punkten eine Bestätigung und Ergänzung der Schilderungen der etwa zur gleichen Zeit erschienenen Reisebeschreibung Vogels sind, ein gutes Bild von den Erlebnissen und Schicksalen der sächsischen Bergleute sowohl auf ihrer Reise nach Holländisch-Indien, als auch im Lande selbst. Zunächst ging die Fahrt zu Schiffe elbabwärts bis Hamburg, von dort mit einem holländischen Segler nach Amsterdam, wo sie am 1. Sept. 1680 anlangten. Olitzsch wurde mit seinen Mitreisenden dort, wie auch später in Indien, gut aufgenommen und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet. Die drei Hüttenleute blieben in Amsterdam zurück, so daß insgesamt noch 20 Indienreisende verblieben: 15 bergmännische Teilnehmer, dazu Frau Olitzsch mit zwei Kindern, die Magd — die sich später mit einem holländischen Korporal in Sumatra verheiratete und noch viele Jahre in der Kolonie gelebt hat — und ein in Hamburg eingestellter Diener *Caspar Rüst*. Am 9. November 1680 ging man auf dem Schiffe „Sumatra“ mit 262 Personen in See, darunter viele Soldaten für das holländische Kolonialheer. Die Mühen, Entbehrungen und Krankheiten auf einer solchen Seereise kann man sich heutzutage, wo Schiffsreisen zu einem Vergnügen für weite Volkskreise geworden sind, kaum mehr vorstellen. „Wie frembdt uns Teutschen“, schreibt Hesse in seinem Tagebuch, „nun die auff dem Schiff gefundene schlechte accomodation gleichfalls fürkam, ist nicht zu beschreiben. Ihrer viel verfluchten aus desperation den Tag und Stunde, darinnen sie geboren, bedachten nunerst (post festum), was sie gethan, und in was Unglück und Elend sie sich gestürztet, wünschten viel tausend mahl in ihrem Vaterland zu seyn, und wenn sie auch nicht mehr als Brod, Saltz und Wasser zu Unterhaltung des Lebens haben sollten.“ Nach einer Seefahrt von 130 Tagen kam das Schiff am 19. März 1681 in Kapstadt an mit einem Verlust von 26 Toten, darunter die drei Untersteiger Kaulfuß, Lange und Seidenglantz. In Kapstadt konnten die vielen Kranken sich etwas erholen, das Schiff wurde mit

\*) Olitzsch wurde als Sohn des kurfürstlichen Leibmedikus Theodor Olitzsch in Dresden geboren. — Er war vor seinem Eintritt in den Dienst der holländischen Kompagnie bis 1679 in Hannover als Bergrat bei dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig und Lüneburg tätig.



Lebensmitteln und Trinkwasser neu ausgerüstet und fuhr am 7. April weiter. Der Gesundheitszustand an Bord war auch weiterhin schlecht. Berg-Hauptmann Olitzsch fühlte sich so hinfällig, daß er sein Testament machte, doch kam er wieder zu Kräften, wohingegen seine Frau am 21. April starb und nach Seemannsbrauch im Meere ihr Grab fand, ebenso einige Wochen später der Untersteiger Baumgarten. Am 10. Juni erreichte man endlich, 7 Monate nach der Abfahrt von Amsterdam, Batavia auf Java, wo kurze Zeit darauf der Untersteiger Huber und der Markscheider Martini sowie der kleine 7 Jahre alte Olitzsch starben, ebenso einige Wochen später der Diener Rüst, so daß von den 20 aus Amsterdam gemeinsam abgereisten Personen nur noch 11 am Leben waren.

Olitzsch wurde mit gebührenden Ehren vom Generalgouverneur empfangen, ein besonderes Wohnhaus wurde ihm zur Verfügung gestellt. Die Bergbeamten und die Bergleute wurden in der Festung einquartiert und reisten am 22. Juli zusammen mit einem inzwischen neu aus Deutschland angekommenen Markscheider *Pleitner*, später Leutnant im holländischen Kolonialheer, nach Sumatra zum Goldbergwerk Sillida. Olitzsch, der noch immer schwer krank war, blieb zur Besserung seiner Gesundheit mit Hesse bis zum 12. November in Batavia und fuhr dann als Höchstkommandierender mit dem Range eines Admirals mit 4 Schiffen und 1191 Mann Besatzung nach der kleinen Insel Pulo Chinco unweit Padang an der Westküste von Sumatra, wo ein Eingeborenenaufstand ausgebrochen war, zu dessen Unterdrückung die Truppen dorthin geschafft und von Olitzsch dem Kommandeur von Padang am 31. Dezember übergeben wurden.

Obwohl immer noch so krank, daß er in einer Sänfte getragen werden mußte, begab sich Olitzsch am 5. Januar 1682 nach der zum Schutze gegen Eingeborenenerüberfälle befestigten Bergwerksanlage bei Sillida, wo der Militärkommandant dem neuen Berghauptmann die Belegschaft von 22 europäischen Bergleuten und 345 Sklaven und die militärische Wachmannschaft übergab und ihn durch eine Ansprache in sein Amt einführte. Undankbar war die Aufgabe, die der trotz seiner Krankheit bis zum letzten Atemzuge pflichtgetreue sächsische Bergmann fern seiner Heimat übernahm: Das Goldbergwerk Sillida, das durch einen großen Stollen, drei kleine Schächte — der größte von 105 Fuß Teufe — und mehrere alte malaiische Schürfstellen aufgeschlossen war, wurde von ihm

mehrmals eingehend befahren und untersucht, wobei ihm der Hüttenprobierer Vogel, den wir oben kennen gelernt haben und den Olitzsch alsbald als einen sehr tüchtigen und brauchbaren Menschen kennenlernte, an die Hand ging. Die von Olitzsch an die holländische Kompagnie erstatteten Berichte über den Wert und die Zukunftsaussichten des Werkes lauteten sehr ungünstig und kamen alle zu dem Schlusse, „ob nicht dienlichern, diese schwerkostischen Werke, zu Nutz der Herrn Principalen gänzlich einzustellen, als mit fast unerschwinglichen Kosten (den Verlust der Arbeiter und Sklaven, so darüber schlaffen gingen, zugeschweigen) fortzusetzen. Man überschlage nun hierbey die Unterhaltung so vieler Sklaven und anderer kostbahrer Bediente, derer man doch dieser Beschaffenheit nach, füglich entrathen kann. So wird man Augenscheinlich finden, daß diese Werke bishero sonder allen Nutz der Herren Principalen fast gantz vergeblich fortgestellet, so sich aber welche finden möchten, so gedachte Mine rühmen oder erheben wolten, aus deren Bericht werden E. E. nicht den Verstand eines Bergmanns, sondern nur desselben dadurch eigensuchende Interessen erkennen. Würde deswegen sehr übel gethan seyn, E. E. Compagnie zu fernerer Fortstellung dieser so kostbaren Werke zu rathen.“ Der Obersteiger Johann Georg Lange und die übrigen zu Rate gezogenen Steiger waren der gleichen Ansicht. Olitzsch schlug uneigennützig vor, zunächst noch einen eingeschränkten Kleinbetrieb weitergehen zu lassen, ihn selbst aber zurückzurufen, „weiln er für besser zu seyn erachte, daß dergleichen Bergwerck ins künftige gar wohl von einem Bergmeister, und nicht von einem Berg-Hauptmann, als der große, ja doppelte Besoldung bekomme, könnte dirigiret und versehen werden.“

Wie ungesund das Leben für die Europäer damals in diesen tropischen Küstenlandschaften und Urwäldern war, geht zur Genüge daraus hervor, daß von den 7 sächsischen Bergleuten, die Ende Juli 1681 in Sillida eingetroffen waren, bis Mitte Mai 1682 wiederum 3 starben: der Untersteiger Esaias Räder und die Bergleute Georg Lange und Michael Wießner.

Um auch die weitere Umgebung bergmännisch zu untersuchen, beauftragte Olitzsch, da er sich selbst für eine solche Reise zu schwach fühlte, einen Obersteiger und einen Erz-Probierer unter dem Schutze einiger Soldaten mit der Untersuchung von Eingeborenen-Goldschürfen weiter im Innern bei Bayangh und Trousangh, wobei aber nichts gefunden wurde.



Olitzschs Zustand verschlechterte sich inzwischen derart, daß er Johann Wilhelm Vogel, der nunmehr bald 3 Jahre in Sumatra war und sich in die Betriebsverhältnisse des Goldbergbaus von Sillida sehr gut eingearbeitet hatte, zu seinem Stellvertreter und Leiter des Werkes bestellte. Seine letzte Sorge galt seinem kleinen Sohne in Batavia, den er der Obhut seines getreuen Bergschreibers Hesse empfahl. Am 29. Mai 1682 starb Olitzsch und wurde feierlich mit hohen Ehren im Garten des Werkes Sillida begraben, wobei die deutschen Bergleute den Sarg im Leichenzuge trugen. Die Holländische Compagnie hat später zu Ehren des Toten die Grabstelle mit einem kunstvoll gemauerten Bogen umgeben lassen.

Noch drei andere der erzgebirgischen Bergleute folgten bald darauf ihrem Werkseiter im Tode nach: Georg Wießner am 6. Juni und Christoph Hinckel am 19. Juni und fünf Monate später der Obersteiger Johann Georg Lange. Der letzte Bergmann von den mit Olitzsch angekommenen Leuten war Philipp Jakob Bretschneider. Er ist als kranker und schwacher Mann noch einige Jahre auf dem Werke in Sillida geblieben und dort gestorben. — Der Bergschreiber Elias Hesse und der von ihm betreute, damals etwa 9 bis 10 Jahre alte Theodor Olitzsch waren die einzigen von den 20 im November 1680 von Amsterdam abgefahrenen Reisenden, die trotz aller Gefahren auf den langen und stürmischen Seereisen und während des Aufenthaltes in Holländisch-Indien am 27. Oktober 1683 wieder in Amsterdam ankamen und gesund in die Heimat zurückkehrten.

Nach Olitzschs Tode war Vogel, dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, als dessen vorläufiger Stellvertreter mit dem Titel Bergmeister von der Holländischen Compagnie ernannt worden, dazu hatte er eine entsprechende Gehaltserhöhung erhalten. Das Bergwerk wurde, wenn auch in kleinerem Umfange, zunächst weiter fortgeführt, und Vogel fand sich mit Geschick und Eifer in seinen neuen Wirkungskreis hinein. Inzwischen kamen auch noch wieder neue Bergleute aus Deutschland an, so insbesondere am 15. Juli 1683, darunter ein Steiger *Heinrich Carl Eckert*, der sich um die Verbesserung der Schießarbeit verdient machte, ferner ein Obersteiger *Hans Remert*, der durch tatkräftiges Eingreifen beim Zubruchegehen einer Strecke am 21. Februar 1683 zwei Eingeborenen das Leben rettete. Als zwei weitere deutsche Bergbeamte werden die Obersteiger *Hans Reimer* und *Peter Schäffer* genannt.

Sehr enttäuscht und verbittert wurde Vogel jedoch, als die Compagnie 1686 als Berghauptmann einen Finnländer (nach anderer Angabe einen Deutschen) namens *Heinrich Matthias von Werlinghoff* für die Leitung des Goldbergbaus in Sumatra einstellte und Vogel versetzte. Der einzige Trost für Vogel war ein Anerkennungsschreiben der Regierung an den Kommandeur und Rat zu Batavia folgenden Inhalts: „Überdies stehet gemeldeter Vogel bey uns in gutem Angedenken, und wird uns sowohl dessen fernere Treu und Eyffer in seiner Bedienung, zum meisten Dienste der Edlen Compagnie, als auch wenn derselbe die innerliche Ruhe bey dem Bergwerck hilft befördern, jederzeit angenehm seyn.“ Einige Zeit darauf wurde er zum zweiten Direktor und Stellvertreter des Berghauptmanns unter Erhöhung seiner Bezüge befördert.

Nicht nur als Bergmann, sondern auch als Soldat zeichnete Vogel sich aus. Er wurde zum Fähnrich mit Offiziersrang ernannt und nahm in leitender Stellung mit einer Abteilung Soldaten, meistens Deutschen, die damals vielfach in der holländischen Kolonialtruppe dienten, an der Bekämpfung eines Eingeborenen-Aufstandes im Innern von Sumatra teil. Nach dessen Unterwerfung ging er zunächst wieder zur Grube nach Sillida zurück und unternahm im Mai 1687 von dort aus eine Reise ins Innere zusammen mit dem deutschen Bergmann *Christian Meinel* und einigen Eingeborenen nach Trouasangh und Poelit, wo Eingeborene Gold gefunden haben sollten. Auch untersuchte er alte Eingeborenen-Schürfarbeiten bei Catobaroe und Cato Brappa im Gebirge von Bayangh. Es war dies etwa die gleiche Gegend, in der Berghauptmann Olitzsch 1682 Untersuchungsarbeiten vergeblich hatte ausführen lassen. Auch diesesmal war das Ergebnis unbefriedigend: nur an einer einzigen Stelle wurde eine Spur von Gold gefunden. Die Arbeiten wurden daraufhin eingestellt, und Vogel kehrte nach Sillida zurück. Inzwischen hatte der Sultan Saladin von Bayangh neue Gesteinsproben geschickt, in denen Vogel im Zentner zwei Lot Silber und Gold fand. Mit zwei Bergleuten und 23 Eingeborenen reiste er nochmals in das Land des Sultans im Hinterlande von Sillida, wo er als Gast des Herrschers sehr freigebig aufgenommen wurde, und untersuchte die Fundstellen, die zum Teil auf alten Eingeborenen-Gräbereien beruhten, wozu ihm der Sultan Führer zur Verfügung stellte. Alle Funde und Gesteinsproben erwiesen sich aber nicht als goldhaltig genug,



um einen Bergwerksbetrieb darauf eröffnen zu können. Auf Vogels Bericht hin wurden die Arbeiten im August 1687 durch den zur Berücksichtigung des Bergwerks bei Sillida eingetroffenen holländischen Generalkommissar *Jakobus Lobs* eingestellt. Vogel bemerkte dazu: „Diese war mir eine gar angenehme Zeitung, daher ich alsbald Schicht nahm, und allerwegen vor die getriebenen Örter und in den Schürfen der Edlen Ost-Indischen Compagnie Zeichen ins Gestein hauen ließ, damit man dereinst über lang oder kurtz sehen möchte, daß sie hiesigen Orts ihr Territorial-Recht exerziret hätte.“

Vogel war nun schon über 8 Jahre in Holländisch-Indien tätig, und es zog ihn wieder nach Deutschland zurück, zumal er sich anfänglich nur für 5 Jahre verpflichtet hatte. Die Holländisch - Ostindische Compagnie wollte ihn nur ungern entlassen und versuchte ihn durch Versprechen von Beförderung und Gehaltserhöhung zu halten, was er aber ablehnte. Der Kommandeur auf der Westküste Sumatras, *Salomon Le Sage*, stellte ihm im Namen des Hoch-Edlen Herrn Gouverneur-Generals wie auch der Edlen Herren Räte des Niederländischen Staats in Indien unter dem 24. September 1687 ein Entlassungsschreiben aus, „daß ich gegenwärtiger Person *Johann Wilhelm Vogel* auf überreichtes Bittschreiben nicht habe können weigern, so wie es mit der Wahrheit übereinkommt, diese wahre Urkunde, um sich deren, wo es nötig seyn, zu bedienen, zu seynem Bedarf zu ertheilen und bestehet selbige darinnen: daß ich auf bemeldeten Vogels Dienste, Wissenschaft und Vigilanz, welche er in allen seinen Bedienungen, darzu er die Zeit über, da er der Niederländischen privilegierten Ost-Indischen Compagnie bei denen Bergwerken auf Sumatras West-Cüst gedienet, gebraucht worden, be-spühren lassen, nichts wisse zu sagen, noch daß mir darwieder etwas solches als Wahrheit anzunehmen, seyn vorgekommen, im Gegenteil aber sich zur Genüge ausgewiesen und mir sicherlich bewußt, daß mehr bemeldeter Vogel bereits in dem Jahr 1679 als Assayeur oder Probirer bei dem Sillidasen Gold-Bergwerk bestellet gewesen, und solchen Dienst bis Anno 1682 mit Fleiß und Emsigkeit, so wie sich gebühret, beeyffert und wahrgenommen; Und als damals durch den Edl. Herrn *Olitzsch* seel. ihnen als Provisionel-Haupt oder Berg-Meister die Aufsicht angeregten Bergwerks anbefohlen, hat er im Dezember selbigen Jahres einen Anfang gemacht, die alten Malleyischen Werke zu eröffnen, woraus er Vogel eine große Quantität reicher

Ertze vor die Edl. Compagnie geschafft, und darauf im folgenden Jahr mit unermüdetem Eyffer den lang erwarteten Durchschlag in des Printzen-Stollen befördert. Nachdem ihm auch wegen seiner treu geleisteten Dienste im September 1685 die Fähndrichs-Qualität und Gage conferiret und danach befohlen worden, die Direction des Bergwerks ferner wahrzunehmen, hat er solches auch in der That praestiret, indem er in eigener Person das gegenwärtige Camphuyser Werck entblößt und erschürfft. Hirenächst auch bei Ankunfft des Berg-Hauptmanns *Werlinhoff* das gesambte Bergwerk fortgetrieben, absonderlich die alten Malleyischen von Süden und Norden streichende Werke gewältigt, und zu ferner Bearbeitung tüchtig gemacht, in welchen Werken gegenwärtig die meisten und bester Ertze fallen. Übrigens hat bemeldeter Vogel sich durchgehends, als einen treuen, unverdrossenen und Berg-Verständigen Diener zukommt, verhalten, nichts weniger in seiner militairen Function sich also aufgeführt, und dasjenige gethan, was man von einem wackeren Offizierer sollte verhoffen können, dahero hätte ich, im Falle er Beliehung getragen, der Edlen Compagnie hier auff dieser Küst den nöthigen Dienst ferner zu leisten, ihn wohl länger wüntschen und haben mögen: Ersuche demnach alle und jede, gemeldeten *Johann Wilhelm Vogel* vor einen rechtschaffenen, tapferen und redlichen Mann zu erkennen, und ihm in seiner Qualität als Bergmeister und Fähndrich zu ehren und respectiren, wie ihm selbiges zukommt. Zur Befestigung des vorstehenden habe ich dieses mit meiner gewöhnlichen Unterschrift bezeichnet, und mit der Edlen Compagnie Insiegel bekräftigen lassen. In der Haupt-Padangh, gelegen auf der West-Seite der großen Insel Sumatra, den 24. September, Anno 1687. gez. *Salomon Le Sage*“.

Am 15. Oktober 1687 verließ Vogel Sillida und fuhr von Pulo Chinco durch die Sundastraße an der Insel Krakatau vorbei nach Batavia, wo er am 30. Oktober eintraf. Nach Verabschiedung vom Gouverneur-General und den sonstigen Behörden, die ihn alle zum weiteren Verbleiben im Dienste der Compagnie zu bestimmen versuchten und ihm gute Beförderung und Gehaltserhöhung versprochen, verließ er zusammen mit einer Heimreise-Flotte von 11 Schiffen am 21. November 1687 Batavia und landete am 20. März 1688 in Kapstadt, wo er einige Kupfer-Schürfstellen, die von einem deutschen Obersteiger *Thomas Creutzig* am Steinberge bei Kapstadt bearbeitet wurden, besichtigte. Am 20. April,



nachdem die Schiffe frisches Wasser, Fleisch, Gemüse usw. eingenommen hatten, wurde die Weiterreise angetreten. Die Fahrt verlief ohne besondere Ereignisse. Man segelte, da man nicht wußte, ob zwischen den Niederlanden und England Krieg war oder Frieden, nicht durch den englischen Kanal, sondern um England und Schottland herum. Am 28. Juli 1688 traf man nordwestlich von Schottland ein brandenburgisches Schiff „Stadt Emden“, das sich auf der Fahrt nach der Guinea-Küste befand: es war ein zu der neuen brandenburgischen, für den Afrikahandel geschaffenen Flotte gehörendes Fahrzeug, das von Emden nach der 1683 von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, gegründeten, später von seinem Nachfolger wieder aufgegebenen ersten deutschen Kolonie Groß-Friedrichsburg in Afrika unterwegs war. Das kurbrandenburgische Schiff übermittelte den heimkehrenden Ost-Indien-Fahrern die Nachricht, daß 25 holländische Kriegsschiffe in der Nordsee kreuzten, um die mit wertvoller Fracht beladenen heimkehrenden Schiffe unter Schutz zu nehmen und nach Holland zu geleiten, da türkische Seeräuber in der Nordsee gesichtet waren und auch Krieg mit England drohe. Es ist kennzeichnend für die Unsicherheit der Meere in der damaligen Zeit, daß „türkische Seeräuber“, es waren dies meist Korsaren und Piraten aus Algier und Marokko, bis in die Nordsee vordrangen und vor den Toren des nordeuropäischen Festlandes Handel und Verkehr störten.

Am 13. August 1688 kam Vogel wohlbehalten in Amsterdam an. Nachdem er den Herren der Ost-Indischen Gesellschaft über den Stand des Goldbergbaus in Sillida berichtet und Gesteine und Erze überreicht hatte, verließ er am 3. Oktober Amsterdam, obgleich er noch mehrmals vergeblich gebeten worden war, sich für eine neue Dienstzeit nach Indien verpflichten zu lassen. Er reiste über Emden, Oldenburg, Bremen, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg nach Gotha. Nach einer Abwesenheit von fast 10½ Jahren kam er am 19. Oktober 1688 wieder in der Heimat an, wo er wieder in den Verwaltungsdienst seines Landes eintrat. In seinen Mußestunden hat er, schreibgewandt, mit guter

Beobachtungsgabe, seine Reiseerlebnisse und seine Tätigkeit in Sumatra in einem damals in mehreren Auflagen verbreiteten Buche beschrieben, das uns ein gutes Bild von dem Schmicksal und der Arbeit deutscher Bergbeamten und Bergleute vor über 250 Jahren im holländischen Kolonialdienst der ostindischen Inselwelt gibt.

## Benutztes Schrifttum

*Adolph Eschels-Kroon*, vormaliger Resident der Holländisch-Ostindischen Compagnie zu Ayerbangies auf Sumatra. Beschreibung der Insel Sumatra, herausgegeben von Gotlob Benedict von Schirach, Hamburg bei Carl Ernst Bohn 1781.

*Elias Hesse*, Ostindische Reisebeschreibung oder Diarium, was bey der Reise des Churfürstl. Sächs. Raths und Bergkommissarii D. Benjamin Olitzschens im Jahre 1680 von Dresden auß bis in Asiam auff die Insel Sumatra Denckwürdiges vorgegangen. Erschienen in Dresden 1687, dann verbessert und vermehrt 1690 in Leipzig und in nochmaliger Auflage wiederum in Leipzig. — Ein Neudruck ist erschienen 1931 im Verlag Nijhoff im Haag, bearbeitet von S. P. L'Honoré Naber.

*Wilhelm Marsden*, ehemaliger Sekretär des Präsidenten und der Regierung des Fort Marlborough, Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatras in Ostindien, aus dem Englischen übersetzt, Leipzig im Schwickertschen Verlage 1785.

*Anton Schwägerl*, Das Auslandsdeutschum im niederländischen Kolonialbereich unter Berücksichtigung der geographischen und sozialen Verhältnisse. Verlag Hermann Böhlhaus Nachfolger, Weimar 1937.

*J. S. Stavorinus*, Schiffskapitän in Diensten der Holländisch-Ostindischen Compagnie, Reise nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, Java und Bengalen in den Jahren 1668 bis 1771. — Aus dem Holländischen frey übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Lueder, Braunschweig. — Berlin bei Haude und Spener 1786.

*Johann Wilhelm Vogels*, gewesenen Fähndrichs auch nur das grobknochige, magere, großholländischen Ostindischen Compagnie, anietzo F. S. Cammermeisters zu Altenburg, Zehen-Jährige, jetzo auff's neue revidirte und vermehrte Ost-Indianische Reisebeschreibung. Altenburg, Druck und Verlag Joh. Ludwig Richters, 1716. Erste Auflage 1690, zweite Auflage 1704.

*Christian Friedrich Walbaums* ausführliche und merkwürdige Historie der Ost-Indischen Insel Groß-Java und aller übrigen Holländischen Colonien in Ost-Indien. Leipzig und Jena bei Johann Christoph Cröckern 1754.



# Siedlungsbild und Wirtschaftsbetrieb einer deutschen Estancia in der argentinischen Pampa

Von Dr. Franz Kühn, DAL.

Bei früherer Gelegenheit hatte ich das Wirtschaftsproblem der argentinischen Estancia behandelt<sup>1)</sup>. Im folgenden sollen Aussehen und Betrieb einer Estancia in der Pampa geschildert werden, und zwar einer Estancia in deutschem Besitz und mit dem unzweideutigen Namen „La Germania“, mit einer historischen Darstellung der Entwicklung der argentinischen Viehzucht auf der Pampa (vgl. auch Pädagogische Warte, 1934, Heft 16).

Bei diesen Farmen geht es immer um Grundbesitz von sehr erheblicher Ausdehnung. Die Flächeneinheit ist die Quadratlegua (legua cuadrada oder kurz „legua“) von 2500 ha, also 25 qkm. Besitzungen von 5, 8, 10 „leguas“ sind eine ganz gewöhnliche Größenklasse in den argentinischen Viehfarmen, 10 leguas wäre also ein Grundbesitz von 25 000 ha oder 100 000 Morgen.

Diese große Ausdehnung der Farmbetriebe schreibt sich von der historischen Entwicklung der argentinischen Viehzucht her aus der spanischen Kolonialzeit, als von Viehzucht überhaupt nicht die Rede war, sondern nur Raubbau an den ungehindert auf der Pampa umherschweifenden verwilderten Herden getrieben wurde. Auf dem weiten menschenleeren Weideland hatten sich die von den Spaniern mitgebrachten europäischen Tiere unverhältnismäßig stark vermehrt; bei der zweiten Gründung von Buenos Aires (im Jahre 1580) erregte ihre Menge bereits das höchste Erstaunen der Neusiedler.

Der Grundbesitz war kaum irgendwie abgegrenzt. Das Vieh war ursprünglich allgemeines Eigentum. Nur wer mehr als 10 000 Rinder beanspruchte, mußte eine besondere Ermächtigung von der Regierung haben. Die Eigentümer von Grundbesitz erhoben natürlich Anspruch auf das im Bereich ihres Besitzes vorhandene Vieh, dessen Eigentumsrecht dann seit Anfang des 17. Jahrhunderts durch die Einführung der *Brandmarke* noch mehr gesichert werden sollte. Es blieben

aber immer noch sehr bedeutende Mengen von Tieren unmarkiert, so daß von den Statthaltern noch bis ins 18. Jahrhundert Lizenzen für sog. „Vaquerias“ erteilt wurden, d. h. die Erlaubnis zur Jagd auf solch herrenloses Vieh.

In die Besitzverhältnisse kam Sicherheit von Land und Herden, als der englische Estanciero R. B. Newton die Idee gehabt hatte, seine Estancia Santa Maria (Provinz Buenos Aires) mit Draht einzuzäunen (1845), eine Neuerung, die in der Folgezeit rasch allgemeine Nachahmung fand.

Da die Nährkraft der Naturweide in der Pampasteppes nicht sehr groß war, konnten die Weideflächen also nicht stark bestockt werden, und die argentinische Viehwirtschaft war in ihren Anfängen auf sehr umfangreiche Latifundien angewiesen. Es gab ursprünglich auch nur das grobknochige, magere, großhörnige, in seinen Futteransprüchen genügsame Criollorind, dessen Fleisch nur einen ganz geringen Wert hatte und von dem nur die Haut richtig verwertet wurde. Außer der geringen Menge Fleisch, die die Nahrung der Bevölkerung beanspruchte, wurde nur wenig zu „charqui“ (an der Sonne getrocknetes, in lange Streifen geschnittenes Dörrfleisch) und zu „tasajo“ (gedörrtes Salzfleisch) verarbeitet; diese beiden ziemlich minderwertigen Erzeugnisse kamen nur als Sklavennahrung in die Plantagen von Brasilien, Cuba und Puerto Rico.

Die Wolle der gewöhnlichen Pampaschafe wurde kaum geschoren, bis man zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch eingeführte spanische Merinos die Rasse und damit auch die Wolle verbessert. Noch weitere Verbesserung wurde durch Kreuzung mit den besonders feinvliessigen *sächsischen* und *schlesischen* Wollzuchten erzielt, deren Einfuhr 1836 begann. Die Wollausfuhr stieg von 384 295 kg in 1822 auf 1,6 Mill. kg in 1840, auf 7,5 Mill. kg in 1850, auf 17 Mill. kg in 1860 usw.

Die altargentinische Weise der extensiven Viehhaltung geringwertiger Tiere auf riesigen Flächen ist auch noch heute in den Gegenden mit ungünstigen Weideverhältnissen üblich.

1) F. Kühn: Die argentinische Estancia, in Weltwirtschaftliches Archiv (Ztschr. des Inst. f. Weltwirtsch. an der Univ. Kiel), Bd. 47, 1938, S. 570—585.



Im Kerngebiet der argentinischen Landwirtschaft, der östlichen Pampa, hat sich aber die moderne Rinderzucht zu einem hochentwickelten Betrieb mit besten Rassetieren entwickelt, die auf den wesentlich nährstoffreicheren Luzerneweiden gezüchtet und gepflegt werden.

Diese Umwandlung der Natursteppe in Kraftfutterweide war aber nur möglich durch die Pflege des *Ackerbaues* auf der Pampa, der erst durch die Einwanderer auf der Pampa heimisch wurde; bis 1860 war die heutige Kornkammer am La Plata noch auf Getreideeinfuhr aus Europa angewiesen. Der Ackerbau wurde und wird aber größtenteils in Form von Pachtbetrieben auf Estancia-Gelände, als sog. „Colonia“ ausgeübt. Die „Colonos“, die nur für kürzere Zeit als Weizen- oder Maisbauern in das Pachtverhältnis mit dem Estanciero aufgenommen wurden, mußten vor ihrem Wegzuge als letzte Aussaat Alfalfa (Luzerne) säen, und so wurden mit der Zeit die ausgedehnten Alfalfares geschaffen (z. Zt. etwa 5—6 Mill. ha), die die Grundlage für die Zucht hochwertigen Mastviehs bilden. So wurde auf den Estancias statt des ursprünglichen ausschließlichen extensiven Weidebetriebes eine *gemischte Betriebswirtschaft* üblich, jedoch auf *sozial völlig getrennter Grundlage*: die Viehzucht war und blieb in der Hand der Grundherrn, der Ackerbau wurde von den mittellosen Einwanderern im zeitlich begrenzten Pachtverhältnis ausgeübt (meist in der Form der Halbpacht, d. h. gegen Ablieferung eines bestimmten Anteils der Ernte statt einer Pachtsumme).

Noch eine weitere Veränderung der Estanciawirtschaft muß erwähnt werden. Mit dem Zustrom europäischer Menschen bildete sich das Bedürfnis nach Milch und Milchprodukten, und zwar vorwiegend bei der städtischen Bevölkerung, in der sogenannten Litoralzone am unteren Paraná und am Río de la Plata, wo in den Großstädten Buenos Aires, Avellana, La Plata, Rosario, Santa Fé und einer Reihe von Mittelstädten eine Stadtbewohnerschaft von fast fünf Millionen Menschen ganz überwiegend europäischen Charakters lebt<sup>2)</sup>. So wurde neben der reinen Fleischtierzucht die *Zucht von Milchkühen* zur Notwendigkeit, wenigstens in dem oben bezeichneten Versorgungsgebiet, das einen Streifen von rund 100 Kilometer Breite einnimmt. Dort trifft man in vielen Estancias auch unser schwarzbuntes Marschhind, drüben „Holandesas“ genannt, an.

Die Viehzucht ist nicht allein die traditionelle Domäne des eingeborenen Argentiniers, unter den Estancieros gibt es auch eine nicht geringe Anzahl von Ausländern. Vor dem Weltkriege entfiel mehr als die Hälfte des ausländischen Estancienbesitzes auf *englische* Besitzer (!), an zweiter Stelle standen die Franzosen und an dritter die Deutschen.

Die deutschen Estancias darf man unbedingt als Musterbetriebe bezeichnen, und einige deutsche Estancieros haben auch besondere Verdienste um die argentinische Viehzucht. Ich nenne hier nur *O. Nordenholz*, der im Jahre 1870 das schwarzbunte Marschvieh als Milchrasse zuerst eingebürgert hat, und *Fritz Seeger*, einen bekannten Züchter von hochwertigen Shorthorn-Bullen, der auf den Viehausstellungen der Sociedad Rural in Buenos Aires mehrfach die höchste Bewertung für die von ihm ausgestellten Tiere erlangen konnte („Gran Champion“).

Ein weiteres deutsches Verdienst um die Förderung der argentinischen Viehzucht ist die Seuchenbekämpfung, die durch verschiedene wirksame chemisch-pharmazeutische Präparate (Bäder, Impfstoffe u. dgl.) der deutschen Industrie erzielt wurde, wie z. B. der Firma Bayer.

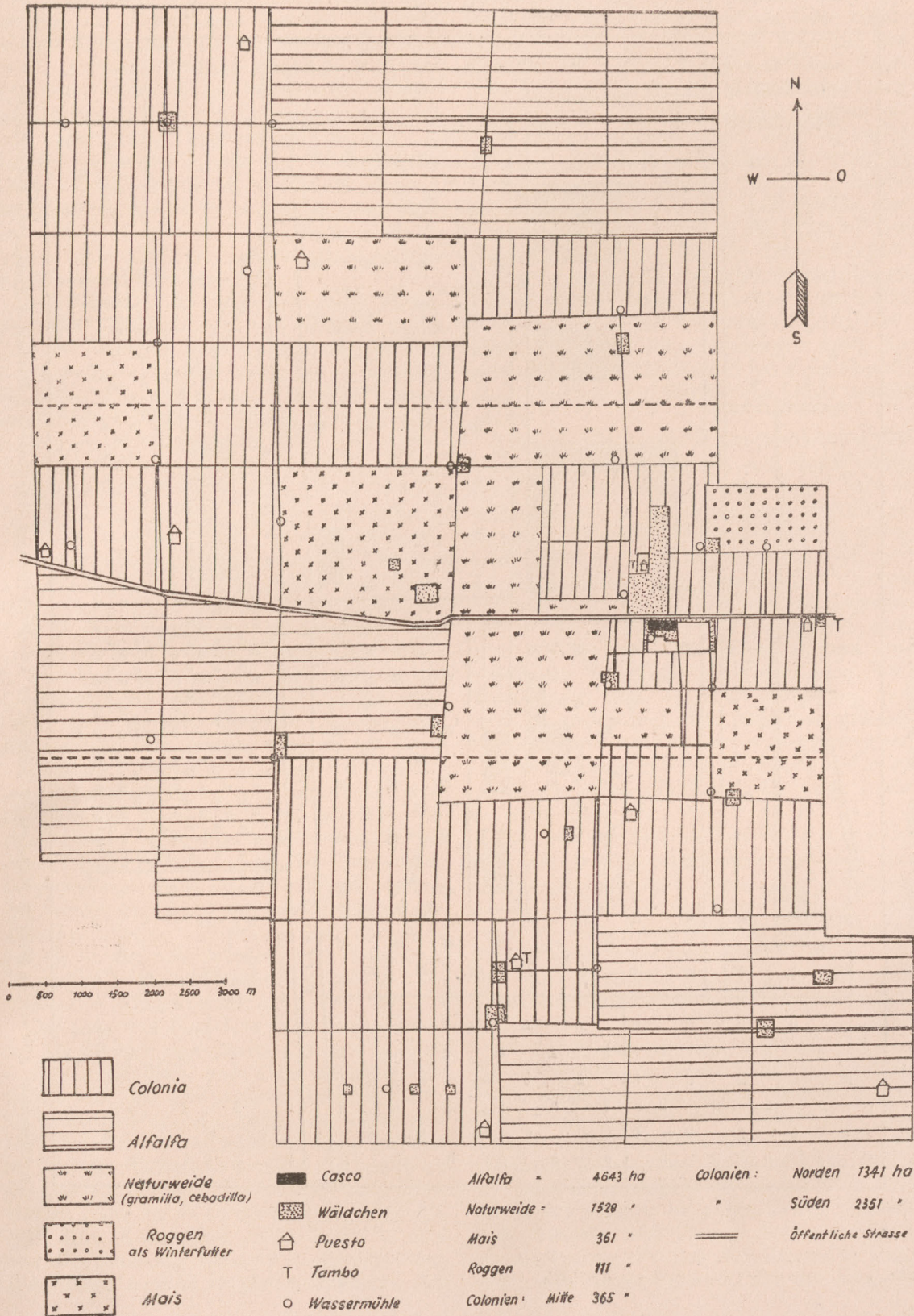
Gehen wir nun dazu über, uns den eingangs erwähnten deutschen Musterbetrieb, die Estancia „La Germania“ etwas genauer anzusehen! Das Gelände ist, wie in der ganzen Gegend, eben. Schon von weitem zeigt eine Estancia ihre Lage durch *Baumbestand* an (Abb. 1), der oft von großer Ausdehnung für jede größere Estancia kennzeichnend ist; er ist entweder als Park um das Herrenhaus, als Obstpflanzung oder als Waldparzelle angelegt und dient nicht allein als Schattenspendender, sondern trägt auch zur Holzversorgung bei.

Die Estancia besitzt eine Ausdehnung von etwa 11 000 ha; sie erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung über 15 km und in ost-westlicher Richtung über 8 km. Die ganze Fläche ist eingeteilt in 64 „Potreros“ (Koppeln) (Plan 1), von denen jeweils eine bestimmte Anzahl einem „Puesto“ (Hilfsstelle) untersteht; diese Puestos sind hauptsächlich zur Aufsicht über das Vieh bestimmt. Die Hauptsiedlung der Estancia, der „Casco“, umfaßt mehrere Gebäude (Abb. 1 und Plan 2). Die Bewirtschaftung der Estancia ist auf intensiven *Gemischtbetrieb* eingestellt; sie umfaßt Viehzucht und Ackerbau, letzterer durch Pacht-Colonos betrieben.

2) Groß-Buenos Aires (1940) 3½ Mill., Rosario ½ Mill., La Plata 200 000, Santa Fé 150 000 usw.

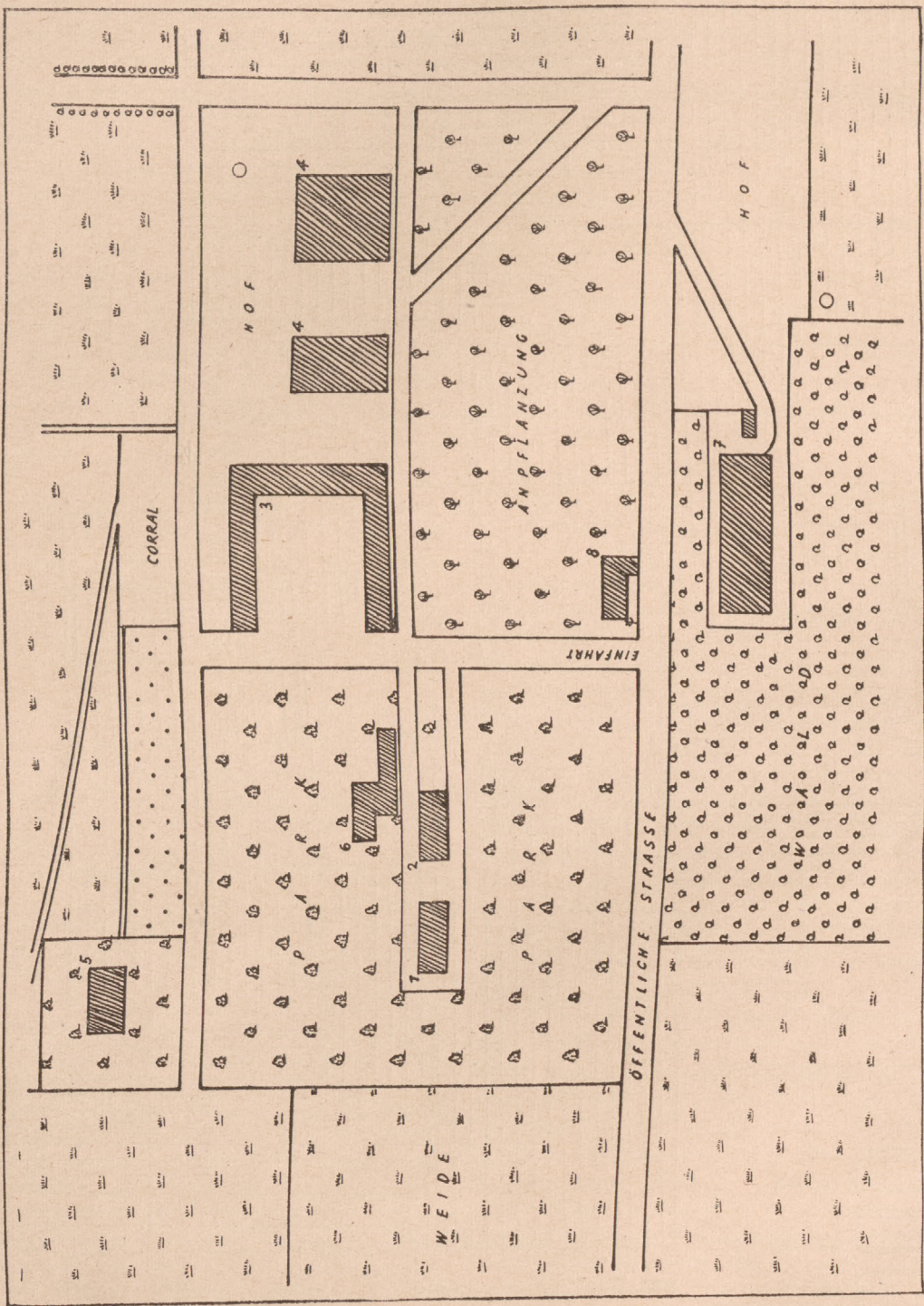


# ESTANCIA LA GERMANIA





# Grundriss des Casco.



1. Herrenhaus
2. Personal u. Küche
3. Stallungen
4. Scheuern
5. Schlacht- u. Fellhaus
6. Verwaltung
7. Ponhaus
8. Toraufsicht u. Verkaufsladen



Die *Viehhaltung* umfaßt im wesentlichen drei Zuchten:

a) *Mastrinder* der Shorthorn-Rasse, das ist die in Argentinien weitaus vorherrschende Kreuzung, die durch starken Zustrom bester englischer Zuchtbullen zu dem Typus „*puros por cruza*“ (p. p. c.) entwickelt worden ist, der der reinblütigen Originalrasse bereits sehr nahe kommt. Von diesem Typ sind im Lande vorhanden (nach der Viehzählung 1930) 18 Mill. Stück, d. h. fast 60 Prozent des gesamten Rinderbestandes. Die Zucht zielt auf den Verkauf von 3—3½-jährigen Mastochsen („*Novillos*“) an die Großschlächtereien (Gefrierfleischfabriken).

b) *Milchkühe* der schwarzbunten Rasse. Für diese Zucht besitzt die Estancia einen „*Cabaña*“-Betrieb, das heißt Aufzucht von Pedigree-Tieren zum Verkauf an andere Estancias. Diese werden natürlich besonders sorgfältig gepflegt und haben deshalb auch Stallungen für ungünstiges Wetter, eine Einrichtung, die sonst auf den normalen Viehzuchtfarmen ganz und gar fehlt, da das Klima der Pampa Sommer und Winter Weidebetrieb im Freien gestattet. Solche besonders sorgfältig ausgesuchten und aufgezogenen *Cabaña*-Tiere werden auf die jährliche große Viehausstellung nach Buenos Aires geschickt. Zwecks Verwertung der Milch sind einige „*Puestos*“ zu „*Tambos*“ ausgestaltet, d. h. Melkereien, von denen aus Milch teils in die Großmolkereien nahegelegener Städte versandt, teils an eine *Quesería* (Käserei) der Estancia zur Verarbeitung gegeben wird.

c) *Pferde* für den eigenen Bedarf, der naturgemäß nicht gering ist, da der gesamte Viehbetrieb zu Pferde stattfindet und jedem *Puesto* eine Anzahl zur Verfügung stehen muß. Insgesamt kann man mit etwa 300 Gebrauchstieren rechnen. Diese müssen laufend aus den frei weidenden, nicht an den Menschen gewöhnten „*Potros*“ (Wildling) für den Gebrauch hergerichtet werden, eine Zähmung, die wegen Zeit- und Personalmangels in kürzester Zeit erfolgen muß. (Abb. 2.)

Der *Ackerbau* liegt fast ganz in der Hand der als Pächter arbeitenden *Colonos* und ist fast ausschließlich auf Mais gerichtet. Es waren hier zur Zeit meines Besuches (1936) 27 Kolonistenfamilien tätig, die zusammen 5157 ha bearbeiteten, während demgegenüber 6643 ha der Viehzucht dienen. Die Anwesen der *Colonos* bestehen aus ziemlich primitiven Hütten (Abb. 3), da ja die Pächter nach Ablauf ihres Kontraktes abwandern. Im Mai war die Ernte des Maises fast abgeschlossen. Die Kolben werden in großen Schobern, den

„*Trojes*“, aufgeschichtet (Bild 4), zylinderförmigen Gebilden mit einem Mantel aus Maisstengeln und Draht, während oben die orangefarbenen Kolben wie ein flach kegelförmiges Dach zu sehen sind. Während der Erntezeit ist die Maisregion mit diesen Schobern übersät, die bis zum Dreschen auf den Feldern stehenbleiben. Der Drusch eines solchen Schobers dauert einen Tag, er ergibt 1000 bis 1200 Sack entkörnten Mais zu je 72 kg; die leeren Kolben („*Malos*“) dienen als Heizmaterial für die Lokomobile der Dreschmaschine. Ein Drittel der Ernte hat der Kolonist als Pacht für die Estancia abzugeben. Es wird außerdem beschränkter Ackerbau in eigener Regie der Estancia getrieben — hauptsächlich für Winterfutter. Die Unterabteilungen sind sehr verschieden groß, die größte 365 ha, die kleinste 13 ha (siehe Plan 1), aber sämtlich mit fünffachem Draht eingezäunt.

Sehr wichtig ist die *Wasserversorgung*. Sie wird, wie ganz allgemein auf der Pampa, durch Hebung des Grundwassers mittels windgetriebener Motorpumpen bewerkstelligt, und die großen Windräder dieser Hebewerke gehören als sehr charakteristisch zum Landschaftsbilde der bewohnten Pampa. Sie heben das Wasser in große, sog. „australische“ Tanks, die ein Fassungsvermögen zwischen 300 000 und 500 000 Liter besitzen, eingefaßt von Wellblech- oder Erdwänden. Vom Tank laufen dann die Tränkrinnen aus, und zwar so angeordnet, daß möglichst mehrere *Potrerros* von einer Stelle aus versorgt werden. Da die Pampa windreich ist, stehen die *Molinos* kaum längere Zeit still; ein Tank reicht für viele Tiere aus.

Für das Gedeihen der Tiere sind aber nicht nur Tränke und ausgezeichnete Weide vorhanden; in einer Reihe künstlicher Wäldchen mitten in den *Potrerros* können die Tiere während der Mittagsglut Schatten und an kalten Wintertagen Windschutz finden. Aber nicht auf allen Estancias findet man diese vom Tierschutzgedanken veranlaßte Vorsorgemaßnahme.

Nur noch ein geringer Teil der *Potrerros* (nämlich 1528 ha) weist die ursprüngliche Naturweide der Pampa auf (Abb. 5), gegenüber 4643 ha, die mit Alfalfa-Klee bepflanzt sind. Die Alfalfa ist eine ausdauernde Leguminose (*Medicago*), die 12 bis 15 Jahre lang ausgenutzt werden kann und mit ihren langen, in große Tiefen reichenden Wurzeln auch längere Dürre zu überstehen vermag. Zu den Alfalfaweiden kommen noch einige *Potrerros*, die die Estancia



selber bebaut, und zwar mit Roggen als Winterfutter (Grünfutter) und mit Mais zur Anlage von Futtersilos, d. h. säuerlich fermentiertem Mastfutter in erdbedeckten Mieten, das vom Vieh gierig genommen wird.

Nach Erschöpfung der Alfalfaweide muß sie erneuert werden, und dies ist die Aufgabe der Colonos; bei ihrem Wegzuge treten neue Alfalfafelder an Stelle der Maisfelder, während andere Parzellen neu verpachtet werden. Dieses Wanderpachtsystem *steht der Bauernsiedlung in der Pampa im Wege*. Die auf Zeit ansässigen Ackerbauern ohne heimatische Beziehung zur Scholle sind ja keineswegs Bauern, sondern nur Ackerbau treibende *Arbeiter*, die mit einer guten Ernte rechnen, um mit dem Zwei-Drittel-Ertrag ihres Pachtloses den Lebensunterhalt für ein Jahr zu gewinnen. Daraus erklärt sich auch das Bestreben dieser Colonos, eine möglichst große Fläche unter den Pflug zu nehmen. Bei schlechter Ernte oder Heuschreckenfraß sind jedoch diese *Monokulturbetriebe* übel dran.

Der große soziale Abstand zwischen diesen mit der Ernte sozusagen Lotterie spie-

lenden ungebildeten und meist mittellosen Pächtern und dem Herrn des Landes, dem Estanciero, tritt schon rein äußerlich und in den Wohnungen in Erscheinung, auf der einen Seite die recht primitiven Wohnstätten der Colonos, auf der anderen Seite der „Casco“, die Zentrale. Diese bildet mit dem Herrenhaus, der Verwaltung, Buchführung, Kasse, Vorräten, veterinären Hilfsmitteln usw. nicht nur den Mittelpunkt, in dem alle Betriebsfäden zusammenlaufen, sondern sie stellt auch — und mehr noch auf einer deutschen als auf einer kreolischen Estancia — ein Kulturzentrum mitten in der Pampa dar.

Die Inspektion der Potreros, die früher täglich stundenlanges Umherreiten benötigte, wird heute mit Hilfe der Autos in einem Bruchteil der Zeit bewerkstelligt.

Wer aber die Estancia wirklich kennen lernen und in Verbindung mit der Arbeit und dem Leben der Pampahirten kommen will, der wird doch auch heute noch lieber auf das Pferd steigen und das Galoppieren über die unbegrenzte Weite vorziehen, auf der kein Hindernis Blick und Bewegung hemmt.



# Auf einer deutschen Estancia in Argentinien

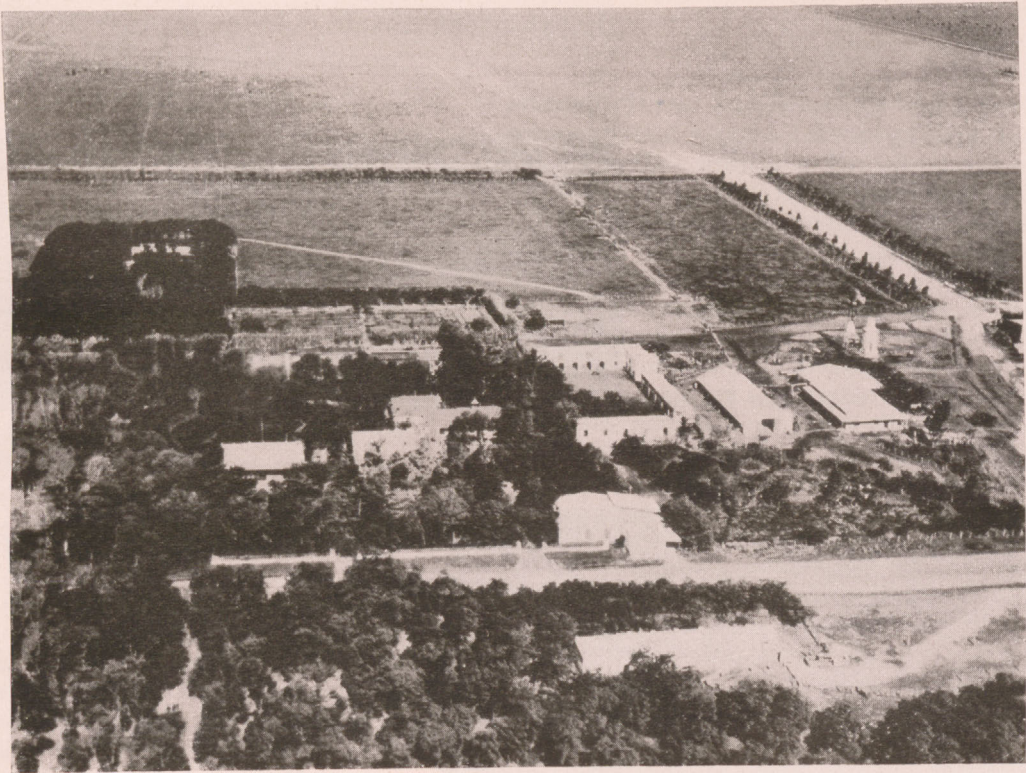


Abb. 1 Der „Casco“

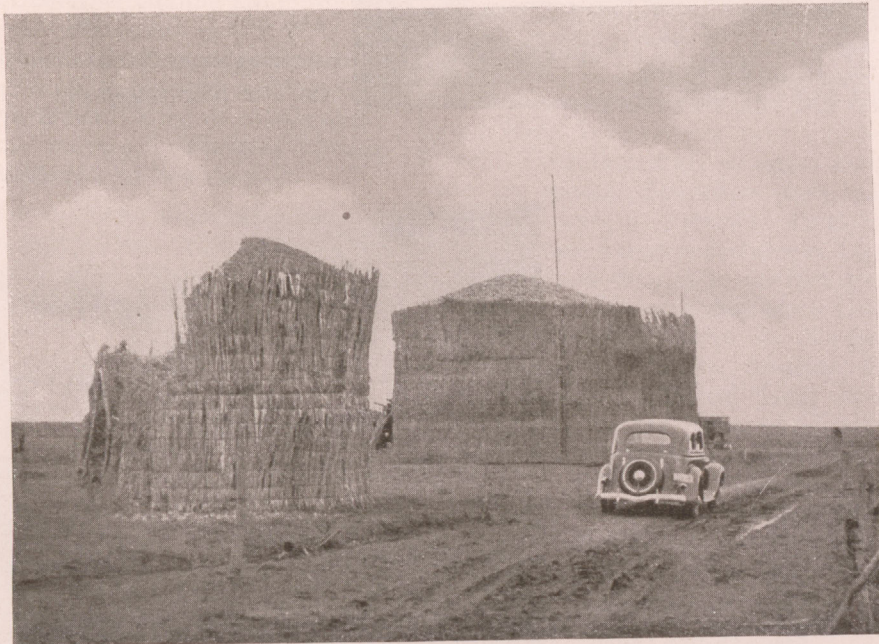


Abb. 4 Maisschober. Die „Silowand“ aus Maisstengeln und Draht





Abb. 5  
Naturweide in der Pampa  
„Campo Virgen“



Abb. 3  
Siedlung eines Pachtkolonisten  
auf dem Estanciagelände



Abb. 2  
Bei der Pferdezüchtung.  
Einlegen des Zaumes  
Quelle: Privataufnahmen von Franz Kuhn



## Länderberichte

### Nordschleswig

*Dänemark in der antikommunistischen Front — Dr. Möller sprach im dänischen Reichstag — Soldatischer Einsatz daheim und draußen — Gesandter v. Renthe-Fink besuchte die deutsche Volksgruppe — Fortschritte der deutschen Volkstumsarbeit*

Durch den Beitritt Dänemarks zum Antikominternpakt, der während des feierlichen Staatsaktes am 25. November 1941 in Berlin erfolgte, hat die dänische Außenpolitik eine noch klarere Ausrichtung erfahren. Zwar hatte Dänemark bereits im August die kommunistische Partei verboten und jegliche kommunistische Tätigkeit unter Strafe gestellt. Aber erst durch den Beitritt zum Antikominternpakt wurde die neue Richtung der dänischen Politik vor aller Welt demonstriert und gleichzeitig ein Bekenntnis zur neuen Ordnung Europas abgelegt. Das ging auch aus den Worten hervor, die der dänische Außenminister Scavenius in Berlin bei der feierlichen Unterzeichnung aussprach: „In dem Krieg, der nun ausgekämpft wird, kämpft Finnland mit den europäischen Mächten unter Deutschlands Führerschaft, um eine Gesellschaftsordnung zu bewahren, die in Übereinstimmung mit europäischer Kultur steht. Dänemark gehört nicht zu den kriegführenden Ländern, aber der Ausfall des Krieges kann Dänemark nicht gleichgültig sein. Sein Ausfall wird in entscheidender Weise dazu beitragen, Europas Länder vor innerer Auflösung zu bewahren.“

Dänemark leistet einen wertvollen Beitrag für die gesamteuropäische Front durch die ungestörte Aufrechterhaltung der hochwertigen Landwirtschaftsproduktion, die vor allen Dingen auch der deutschen Ernährungsfrente zugute kommt. Um die Erhaltung des Arbeitsfriedens während der Kriegszeit hat sich die dänische Regierung große Verdienste erworben, die von dem Parteiführer Dr. Möller in seiner letzten bedeutsamen Rede vor dem dänischen Reichstag offen anerkannt wurden. Voraussicht und starker Einsatz von Seiten der Regierung und des Reichstages, so erklärte Dr. Möller, große Vorräte an Waren und Rohstoffen, beträchtliche Anpassungsfähigkeit der Gewerbe, finanzielle Wider-

standskraft und Zusammenhalt in der Bevölkerung hätten manche Schwierigkeiten überwunden. Die wichtigste Ursache dafür sei, daß in diesen Kriegszeiten Ruhe und Ordnung aufrechterhalten seien. Man müsse daher den Faktoren dankbar sein, die diese guten Bedingungen gegeben hätten: den deutschen Besatzungstruppen und den verfassungsmäßigen Behörden des Landes. Das dänische Volk empfindet heute die Last der Besetzung weniger schmerzhaft als unmittelbar nach dem 9. April, weil die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Besetzung beträchtlich an Boden gewonnen hat. Zum Schluß seiner Rede gedachte der Parteiführer des Einsatzes der dänischen Freiwilligen und der Freiwilligen der deutschen Volksgruppe, die gemeinsam gegen den Weltfeind Bolschewismus kämpfen und ein neues Europa bauen werden. „Die Waffenbrüderschaft zwischen deutschen und dänischen Männern“, so erklärte Dr. Möller, „die hier errichtet ist, und die Kameradschaft, die das Fronterlebnis gibt, führt diese jungen Männer in einer besonderen Weise zusammen, und wir wissen, daß diese Gemeinschaft den Krieg überleben und eine neue Zeit schaffen wird.“

Etwa 600 junge Nordschleswiger stehen augenblicklich im Waffendienst. Sie haben Seite an Seite mit ihren Kameraden an der Ostfront an den schweren Kämpfen der letzten Monate teilgenommen und sich nach dem Urteil ihrer Vorgesetzten sehr gut bewährt. Manche Trauerbotschaft ist schon nach Nordschleswig gelangt. Besonders stark wurde die ganze Volksgruppe getroffen durch den Soldatentod des Untersturmführers Hans Berg aus Loitkloster, der sich in der Zeit des Durchbruchs des nationalsozialistischen Gedankens um die Jugendbewegung in Nordschleswig verdient gemacht hatte. Starken Eindruck machte auch das Schicksal jenes jungen ~~SS~~-Freiwilligen aus der Nähe von Tondern, der am 9. April 1940 als dänischer Soldat im Kampf gegen die deutsche Wehrmacht antreten mußte, die damals das Land besetzte, sich aber später zur ~~SS~~ meldete und nun an der Ostfront seine Treue gegen sein Volk mit dem Leben bezahlt hat.

Wenn die Haltung der nordschleswigschen ~~SS~~-Freiwilligen an der Front so starke Aner-



kennung findet, so liegt das daran, daß die meisten von ihnen bereits in Nordschleswig in den Gliederungen der jungen Mannschaft, der SK und der *Deutschen Jungenschaft*, an soldatische Haltung und Disziplin gewöhnt waren. Der weitere Ausbau der SK ist deshalb auch von dem Parteiführer Dr. Möller als vordringlich bezeichnet worden. Nach längeren Verhandlungen ist es gelungen, mit der dänischen Regierung ein Abkommen zu treffen, das den Rahmen für die zukünftige SK-Arbeit genau umreißt. Die SK kann ungehindert Schießübungen abhalten und sich dem Geländedienst widmen. Ihr ist ferner das Recht zugestanden, an den großen nationalen Gedenktagen Aufmärsche in Uniform zu veranstalten. Damit ist die Tracht der SK, das Weißhemd mit der schwarzen Hakenkreuzbinde, für diese Aufmärsche offiziell anerkannt, obgleich sonst in Dänemark ein striktes Uniformverbot besteht. Erstmals konnten am 9. November in allen vier Kreisstädten und in Tingleff große SK-Aufmärsche in dieser Form stattfinden, die dem Gedächtnis der Gefallenen des Weltkrieges, der Bewegung und des jetzigen Krieges gewidmet waren und die alle mustergültig und ohne Störung verliefen.

Eine wertvolle Anerkennung fand die in Nordschleswig geleistete deutsche *Volkstumsarbeit* gelegentlich des *Besuches*, den der *Gesandte v. Renthe-Fink*, der gleichzeitig der Bevollmächtigte des Reiches in Dänemark ist, der deutschen Volksgruppe am 4. und 5. Oktober abstattete. Die Volksgruppenführung habe es, so erklärte er, verstanden, eine geschlossene Gruppe zu schaffen und hiermit gleichzeitig das Fundament für eine klare und disziplinierte Ausrichtung gegeben. — An besonderen Fortschritten der deutschen Volkstumsarbeit kann erwähnt werden, daß in der letzten Zeit in den Kreisen Tondern und Hadersleben, z. B. in Mögeltondern, Starup und Fjelstrup neue Ortsgruppen der NSDAPN. gegründet werden konnten. In Kekenis konnte auf Alsen eine neue deutsche Schule und in Pattburg ein neuer deutscher Kindergarten eröffnet werden. In Oberjersdal wurde ein Schulneubau eingeweiht und in Hadersleben konnte das Deutsche Haus, der Bürgerverein, nach einer völligen Renovierung der Innenräume eröffnet werden. Die Zahl der deutschen Büchereien konnte von 84 auf 90 erhöht werden. So beweist trotz des Krieges und trotz des Fehlens vieler junger aktiver Kräfte das Deutschtum Nordschleswigs, daß die Arbeit mit Treue und Zähigkeit weiter vorwärtsgetragen wird.

H. K.

## Kroatien

*Der innere Aufbau der deutschen Volksgruppe und ihre Rechtsstellung — Das Schulwesen — Die Stellung der Beamten und Angestellten — Der Einsatz der Volksgruppe — Der bereits geleistete Aufbau — Zwei deutsche Abgeordnete im Sabor*

Nach dem Zusammenbruch des jugoslawischen Staates übernahm Volksgruppenführer *Altgayer*, der schon seit einem Jahrzehnt an der Spitze der Erneuerungsbewegung des jugoslawischen Deutschtums gestanden hat, den Neuaufbau der Volksgruppe. Ein Zwischenstadium war bereits nach der Bildung der Banschaft Kroatien erreicht worden. Der Bestand der heutigen deutschen Volksgruppe in Kroatien (rund 180 000 Köpfe) deckt sich nun im wesentlichen mit dem der ehemaligen Banschaft. Volksgruppenführer Altgayer erließ sofort die wesentlichsten Bestimmungen über die Zugehörigkeit zur Volksgruppe. Es heißt darin, daß der deutschen Volksgruppe alle jene Staatsbürger Kroatiens angehören sollen, die sich zum deutschen Volkstum bekennen und *von der Volksgruppenführung anerkannt werden*. Dem kroatischen Staat gegenüber bildet die Volksgruppe eine Einheit mit festgelegten Gemeinschaftsrechten und -pflichten. Innerhalb der Volksgruppe ist der Volksgruppenführer die oberste Entscheidungs- und Vollzugsgewalt. Er ist gleichzeitig der höchste Vertreter der Volksgruppe gegenüber dem Staat und ihm unterstehen alle Gliederungen und Einrichtungen. Die Volksgruppe gliedert sich in Kreise, Ortsgruppen und Stützpunkte und besteht aus sechs Hauptämtern (Stabsamt, Landesschatzamt, Hauptamt für Verwaltung, Hauptamt für Kultur, Hauptamt für Volksgesundheit und Volkswohlfahrt, Hauptamt für Volkswirtschaft). Jedes Hauptamt ist in Ämter untergegliedert.

Die Gliederungen der Volksgruppe sind folgende: Die „*Deutsche Mannschaft*“ (DM.), in der erbgesunde und rassisch einwandfreie Männer zwischen dem 18. und 45. Lebensjahr zur mannschaftlichen Erziehung und körperlichen Ertüchtigung erfaßt werden; die *Frauenschaft*, die alle deutschen Frauen und Mädchen über 21 Jahre erfaßt; die *Deutsche Jugend* (DJ.), der alle Jungen vom 10. bis 18. und alle Mädels vom 10. bis 21. Lebensjahr angehören. Außerdem gibt es in der Volksgruppe einzelne Standes- und Berufsgruppen, wie den Deutschen Studentenbund (DStB.), den Lehrerbund, den Rechtswahrerbund, Ärztesbund und Technikerverband.



Dieser kurze Überblick mag vorerst genügen, um ein Bild vom inneren Aufbau der Volksgruppe zu geben. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die deutsche Volksgruppe sich loyal zur Mitarbeit am Aufbau des jungen Kroatien bereit erklärt hat und sich in jeder Beziehung als Glied des Staates fühlt, dem sie verbunden ist. In Anerkennung dieser Haltung und im Vertrauen auf die kameradschaftlichen Gefühle der nationalsozialistischen Bewegung für die Ustascha-Bewegung, hat der Poglavnik die Anordnungen des Volksgruppenführers genehmigt und die Stellung der deutschen Volksgruppe im Rahmen des Staates durch eine großzügige und beispielhafte Gesetzgebung geregelt. Als erstes Gesetz erließ er das „Gesetz vom 21. Juni 1941 über die vorläufige Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien“. Darin wird die deutsche Volksgruppe als juristische Person öffentlichen Rechtes anerkannt, die volle Gleichberechtigung mit dem kroatischen Volk und Selbstverwaltung in den von Deutschen besiedelten Gebieten erhält. Damit ist die Rechtsgrundlage gegeben, auf der das gesamte politische und kulturelle Leben des Deutschtums in Kroatien beruht. Das Gesetz enthält ferner die Bestimmung, daß bis zu einer endgültigen Regelung der Volksgruppenführer seine Beauftragten in den einzelnen Großgespanschaften und Bezirken ernennen kann, die die Interessen der Volksgruppe wahrnehmen. Die Volksdeutschen sind zur Erlangung öffentlicher Ämter berechtigt, und es ist ihnen gestattet, Güter und Liegenschaften zu erwerben. Die uneingeschränkte Erhaltung des angestammten Volkstums und das Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung werden den Deutschen zugesichert. Auch die Aufrechterhaltung kultureller und nationaler Beziehungen zum Mutterland ist gestattet.

Ein weiteres *Gesetzdekret vom 30. September 1941* regelt die Frage des deutschen Schulwesens. Die Volksgruppe ist berechtigt, ein eigenes Volks-, Mittel- und Fachschulwesen aufzubauen, dessen Unterrichtssprache das Deutsche ist. Die kroatische Sprache ist daneben als Pflichtfach zu lehren. Der Volksgruppenführer schlägt einen besonderen Beauftragten zur Überwachung des deutschen Schulwesens vor, der darauf vom Unterrichtsminister ernannt wird. Er trägt den Titel eines Abteilungsvorstehers und untersteht dem Unterrichtsminister unmittelbar. Er ernennt im Auftrag des Unterrichtsministers nach Bedarf die Schulinspektoren, die ihm unmittelbar unterstehen. Deutsche Kinder sollen

grundsätzlich deutsche Schulen besuchen. Die Zeugnisse der deutschen Schulen werden in deutscher und kroatischer Sprache ausgestellt und berechtigen zu den gleichen Ansprüchen wie die kroatischen. Eine deutsche Schule kann beim Vorhandensein 10 deutscher schulpflichtiger Kinder bereits errichtet werden. Eine staatliche Unterstützung für das deutsche Schulwesen ist der Volksgruppe zugesagt worden. Es steht jedoch der Volksgruppe frei, auf eigene Kosten überall dort, wo sie es für nötig befindet, weitere Schulen oder Schulstützpunkte zu errichten. Die Schulbücher und Lehrpläne arbeitet der deutsche Schulrat aus, und sie werden vom Unterrichtsministerium genehmigt.

In Ergänzung zu dem Gesetz vom 21. Juni 1941 sind vom Poglavnik am 30. Oktober zwei weitere Gesetzdekrete unterzeichnet worden. Sie betreffen die Rechtsstellung des Volksgruppenführers und den Gebrauch der deutschen Sprache: *Der Volksgruppenführer steht im Rang eines Staatsdirektors* und erhält dessen Rechtsstellung und Befugnisse. Er trifft alle Maßnahmen, die für den Aufbau, die Erhaltung, die Festigung und Entwicklung der Volksgruppe notwendig sind, und in innerdeutschen Angelegenheiten steht ihm das Verordnungsrecht im Rahmen der Gesetze zu. Die bei den Großgespanschaften Vuka, Baranya, Sivač, Zapolje, Požavje, Bilogora, Sana und Luca und bei den Bezirksbehörden dieser Gespanschaften eingesetzten Referenten des Volksgruppenführers sind Staatsbeamte. Die deutsche Volksgruppe hat das *Recht des ungehinderten Gebrauchs der deutschen Muttersprache im privaten und öffentlichen Leben*. In Gemeinden, in denen über 20 v. H. der Einwohner Volksdeutsche sind, ist das Deutsche als Amtssprache mit dem Kroatischen gleichberechtigt. Vor- und Zunamen sind von den Ämtern in ihrer unveränderten Form zu schreiben, auch sollen die deutschen Ortsnamen ungehindert gebraucht werden können. Die Flagge, die Symbole und Abzeichen der Volksgruppe und ihrer Gliederungen genießen den gleichen Schutz wie die der Ustascha.

Ein letztes *Gesetzdekret* regelt schließlich die *Stellung der Beamten und Angestellten* deutscher Volkszugehörigkeit im öffentlichen Dienst Kroatiens. In deutschen Gemeinden oder solchen mit deutscher Mehrheit werden künftig nach Möglichkeit deutsche Beamte und Angestellte verwendet. Sie können nur im Einvernehmen mit dem Volksgruppenführer angestellt werden. Für eine Übergangszeit von 5 Jahren ist aushilfsweise die Anstellung



deutscher Beamter nichtkroatischer Staatsangehörigkeit gestattet, um dem vorübergehenden Mangel an deutschen Beamten abzuhelpfen.

Diese Gesetze und Gesetzdekrete räumen der deutschen Volksgruppe eine Stellung im Staat ein, wie sie keine andere Volksgruppe des Südostens genießt. Es ist dieses um so mehr hervorzuheben, als die Gesetzgebung in Kroatien aus freien Stücken und nicht auf Grund zwischenstaatlicher Verpflichtungen — wie etwa in Ungarn und Rumänien — erfolgt ist. Das gute Einvernehmen, das zwischen den Kroaten und der deutschen Volksgruppe sofort bestanden hat, ist aber leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß durch den Zusammenbruch Jugoslawiens die Kroaten und die Deutschen gleichermaßen von der serbischen Vorherrschaft befreit worden sind, denn die Kroaten waren im früheren Staatsgebilde praktisch auch eine Minderheit. Dazu kommt noch, daß die Erneuerungsbewegung in vielen Dingen mit der Ustascha verwandt ist und daß zwischen den beiden Bewegungen in der Kampfzeit schon Sympathien bestanden haben. Wenn nun ein Vergleich mit der Stellung der anderen Volksgruppen des Südostens im Rahmen der Staaten gezogen werden soll, so ist vor allem hervorzuheben, daß Volksgruppenführer Altgayer im Range eines hohen Staatsbeamten steht. Dieses ist nur noch in der Slowakei der Fall, wo Ingenieur Karmasin den Rang eines Staatssekretärs bekleidet. Auch die Schulgesetzgebung ist so großzügig, daß praktisch das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen von der Volksgruppe autonom verwaltet und gestaltet werden kann. Besonders wichtig ist auch das Beamtengesetz, das seine Parallele in den Bestimmungen des Wiener Schiedsspruches findet. Dieser gehört jedoch bereits in die Reihe der zwischenstaatlichen Verträge.

Die Volksgruppenführung steht nun, nachdem das Fundament für die völkische Aufbauarbeit errichtet worden ist, zunächst vor der Aufgabe, die Strukturunterschiede auszugleichen, die innerhalb der Volksgruppe in den einzelnen Siedlungsgebieten bestehen und aus dem historischen Werdegang der einzelnen Siedlungen zu erklären sind. Das Deutschtum in Syrmien ist die stärkste Gruppe, da hier das Deutschtum am geschlossensten siedelt und noch Anschluß an den deutschen Volksboden besitzt. Anders ist die Lage in Slawonien, wo wir hauptsächlich ein Städtedeutschtum haben und wo das dörfliche Deutschtum weitgehend verschüttet war. Erst durch die Arbeit der Volksgruppenführung

(hauptsächlich studentischer Einsatz!) konnte dieses Deutschtum wieder erweckt werden. In Bosnien bestehen nur einzelne inselartige Stützpunkte, die auf das deutsche Beamtentum der K. und K.-Zeit zurückgehen und von einer Flut fremden Volkstums ständig überspült worden sind. Inwieweit es schon während des Krieges möglich sein wird, über das Organisatorische hinaus alle dringenden Fragen und Probleme des Volkstums zu klären, muß einstweilen noch abgewartet werden. Der Krieg erfordert ja nicht nur vom Deutschen Reich, sondern in ganz besonderem Maß von seinen Volksgruppen im Ausland den Einsatz aller Kräfte. Und so steht auch bei der Volksgruppe in Kroatien der unmittelbare Dienst und Einsatz für die sieghafte Beendigung des Krieges im Vordergrund. Viele junge Deutsche haben sich dieser Pflicht unterzogen. Ein weiterer Teil der Jugend steht außerdem im *Dienst bei der kroatischen Landwehr*, die, wie in der Slowakei, eigene *Abteilungen für die Volksdeutschen* errichtet hat. Im Lande selbst sind noch zahlreiche Ordnungsaufgaben zu bewältigen, da die Tschetnitzi immer noch nicht restlos niedergeworfen sind. Besonders in Bosnien sind mehrere Formationen der *Einsatzstaffel* (ES.) eingesetzt. Sie sind auf Grund eines Gesetzdekretes vom 30. Juli 1941 aufgestellt worden und gewissermaßen als Anerkennung und Dankesbezeugung des jungen Kroatiens für die von der Volksgruppe in der Zeit des Umbruchs geleisteten Ordnungsdienste zu werten. Die Einsatzstaffel stellt eine Auswahl der rassisch und gesundheitlich hervorragendsten Mitglieder der Deutschen Mannschaft dar und bildet eine besondere Formation im Rahmen der Ustascha-Miliz. Ihr Führer wird vom Volksgruppenführer ernannt und untersteht in bezug auf Bewaffnung und militärische Ausbildung der Formation dem Generalstabschef der Ustascha-Miliz. Die Angehörigen der ES. werden auf den Poglawnik und den Führer gleichzeitig vereidigt.

Wir geben nun einen kurzen Überblick über die bereits geleistete Aufbauarbeit der Volksgruppe. Der Anteil der Deutschen im öffentlichen Leben und in der Verwaltung kommt in der Ernennung eines volksdeutschen Obergespans, Dr. Elikier, in Syrmien und 9 volksdeutscher Richter zum Ausdruck. Auch in den Standgerichten sind bereits Volksdeutsche vertreten. Im Dezember veröffentlichte das Verordnungsblatt des Volksgruppenführers die Satzungen der „*Nationalsozialistischen Deutschen Gefolgschaft in Kroatien*“ (NS-



DGK.), die innerhalb der Volksgruppe die gleichen Aufgaben zu erfüllen hat wie die NSDAP. im Reich. Auch ihr Aufbau ist nach dem Muster der NSDAP. erfolgt. In ihrem Rahmen ist die „*Deutsche Volkshilfe*“ gegründet worden, die der NSV. entspricht und alle sozialen und volkshygienischen Maßnahmen innerhalb der Volksgruppe zu treffen hat. Die volksdeutsche Wirtschaft ist in einem neuen Aufschwung begriffen. Die zahlreichen deutschen Genossenschaften auf dem Boden des heutigen Kroatien, die in jugoslawischer Zeit z. T. vor dem Ruin standen, sind in einer volksdeutschen *Zentralgenossenschaft* zusammengefaßt worden und werden einer langsamen Gesundung entgegengeführt. Die Deutsche Bauernschaft gehört „als korporativer Verband der Kroatischen Bäuerlichen Gemeinschaft“ an. Für den Interessenausgleich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den Betrieben sorgt die „*Deutsche Arbeitsgemeinschaft*“, eine Parallelorganisation der DAF. Die Gründung deutscher Volksschulen macht große Fortschritte, besonders in Bosnien wird das mangelhafte deutsche Schulwesen ausgebaut. In Esseg ist eine *Lehrerbildungsanstalt* eröffnet worden, die in Zukunft für den Lehrernachwuchs sorgen wird. Die Lehrerfrage bildet augenblicklich den Kernpunkt der Schwierigkeiten in der Kultur- und Erziehungsarbeit, da Mangel an einigen hundert Lehrern besteht. Als erste Maßnahme hat der Volksgruppenführer daher angeordnet, daß ausschließlich für Lehramtskandidaten Stipendien auszuschütten sind. Außerdem wurden die bereits im Ruhestand befindlichen Lehrkräfte aufgefordert, sich wieder zur Verfügung zu stellen. Agram besitzt seit kurzem eine *deutsche Oberschule* (Realgymnasium) mit Öffentlichkeitsrecht.

Die Errichtung einer zweiklassigen *Handelschule* ist vorgesehen. Zum kulturellen Zentrum der Volksgruppe entwickelt sich Esseg, wo der Sitz der Volksgruppenführung ist (in Agram befindet sich nur eine Nebenstelle der Volksgruppenführung, die die laufenden Geschäfte bei der Regierung zu erledigen hat) und die älteste kulturelle Tradition unter den Städten des heutigen Kroatien besitzt. Hier ist kürzlich ein *Deutsches Museum* eingerichtet worden. Es besteht zunächst aus einer Gemäldesammlung slawoniendeutscher Maler. Weitere Abteilungen, darunter ein Bildarchiv, ein Theatermuseum der Stadt Esseg und ein Gewerbemuseum sind in Vorbereitung. Auch Ansätze zu einem Theater der Volksgruppe sind bereits vorhanden. Im Agramer Staatstheater tritt in größeren zeitlichen Abständen eine Gruppe volksdeutscher Schauspieler unter dem Namen „*Volksdeutsche Bühne*“ auf.

In dem neu zusammengetretenen kroatischen Landtag Sabor sind *zwei volksdeutsche Abgeordnete* ernannt worden, Volksgruppenführer *Altgayer* und der Leiter des Hauptamtes für Volkswirtschaft, *Ferdinand Gasteiger*. Am deutlichsten aber kommt die heutige Stellung der Volksgruppe darin zum Ausdruck, daß sogar im auswärtigen Staatsdienst heute Volksdeutsche stehen: Dr. Albert als Presseattaché der kroatischen Regierung in Preßburg und Dr. Stefan Kraft als kroatischer Konsul in München. In der Übertragung dieser Ämter sieht die Volksgruppe mit Recht ein Zeichen jenes Vertrauens, das zur Grundlage der Zusammenarbeit zwischen dem Kroatentum und dem Deutschtum geworden ist und die weitere Entwicklung der Volksgruppe gewährleistet. *Dickerhof*

## Unsere Toten

### Dr. Kurt Lück gefallen

Was auch immer werde,  
Steh zur Heimerde...

Wieder hat einer der tüchtigsten Vorkämpfer unserer Volksgruppe im ehemaligen Polen seinen stets unerschrockenen Einsatz für sein Volk mit seinem Blut besiegelt: Am 3. März ist Dr. Kurt Lück im Kampf gegen bolschewistische Heckenschützen den Soldatentod gestorben.

Am 28. Dezember 1900 in Kolmar als Sproß einer seit mehreren hundert Jahren in der

Nähe ansässigen Bauernfamilie pommerschen Stammes geboren, besuchte er die Volks- und Realschule seiner Heimatstadt und von 1916 bis 1918 die Hindenburg-Oberrealschule in Bromberg und machte dort seine Notreifeprüfung, um ins deutsche Heer einzutreten, in dem sein letzter Bruder gefallen war. In den Grenzschutzkämpfen um Kolmar wurde er nach seiner Rückkehr verwundet und erhielt das EK II. Nach seiner Entlassung im Herbst 1919 ging er als Werkstudent nach Breslau, wo er dem marxisten- und jüdenfeindlichen „Verein Deutscher Studenten“ beitrug, slawi-



sche Sprachen und Literaturen studierte und mit einer Arbeit über den Bauern im polnischen Roman des 19. Jahrhunderts zum Dr. phil. promovierte.

Von Januar 1924 bis Herbst 1926 arbeitete Dr. Lück, der schon 1921 Mitglied des „Deutschen Volksrats e. V.“ geworden war, nach der Suspendierung des „Deutschtumsbundes zur Wahrung der Minderheitenrechte“ durch die polnische Regierung in der Posener „Geschäftsstelle der deutschen Sejm- und Senatsabgeordneten“, studierte nebenher an der polnischen Universität Volkswirtschaft, gründete den Posener „Verein deutscher Hochschüler“, veranlaßte die Entstehung entsprechender Vereine in Krakau und Lemberg, rief die „Interessengemeinschaft deutscher Hochschüler in Polen“ ins Leben und leitete sie zwei Jahre lang.

Im Auftrage seiner Volksgruppe ging er mit andern nach Lutzk, der Hauptstadt Westwolyniens und war Mitbegründer und Vorsitzender des Vorstandes der Genossenschaft Kredit, die den deutschen Bauern des Gebietes im Kampf um den Boden entscheidende Hilfe leistete. Er stellte die Beziehungen zwischen Lutzk und Posen auf verschiedenen Gebieten her, z. B. beim Schul- und Büchereiwesen, wurde Mitbegründer der deutschbewußten Wochenschrift „Wolhynischer Bote“ und veranstaltete vor den Sejmwahlen 1928 die erste große politische Kundgebungswelle. Wie schon während eines Ferienaufenthalts 1920 auf 1921 in seiner Heimatstadt die Polen ihn verhaftet und mehrere Tage in einer ungeheizten Einzelzelle ohne Lager bei offenem Gitterfenster eingesperrt hatten, so steckten sie ihn jetzt wieder auf 5 Wochen ins Gefängnis, um seinen Einfluß auf die deutsche Bevölkerung auszuschalten. Nach zahlreichen Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen (auch im „Posener Tageblatt“) gab Lück zusammen mit dem Bielitzer Volkskundler Alfred Karasek-Langer 1929 das „Heimatbuch der Deutschen in Wolhynien“ und 1933 allein das größere Gegenstück für das Cholmer und Lubliner Land heraus. Bis 1932 noch in Lutzk wohnend, zeitweise unter schweren Lebensbedingungen, hatte er auf vielen Reisen erstmalig sich der fast unbekannten 25 000 Deutschen in letzteren Gegenden, die in der ärgsten Gefahr der Verpolung schwebten, angenommen, die Spar- und Darlehnskasse in Kamien gegründet, die zahlreichen Siedlungen auch in Westwolygien kartiert und eine Fülle volkskundlichen Stoffes gesammelt, als dessen Frucht er zusammen mit R. Klatt in Deutscheneck 1935 die Volksliedersammlung „Singendes Volk“

(Historische Gesellschaft Posen) herausbrachte.

Nachdem er zwischendurch auch in galizischen Archiven Studien zur Geschichte des dortigen Deutschtums getrieben hatte, arbeitete er von Mai 1932 bis 1933 als Hilfsrevisor beim Verband deutscher Genossenschaften in Posen und übernahm Ende 1934 die Leitung des Deutschen Büchereivereins für Posen und Pommerellen, der auch das Büchereiwesen in Kongreßpolen und Wolhynien zu betreuen hatte, und bis Mitte 1935 die Geschäftsführung der Historischen Gesellschaft. Seit 1935 war er weiter Vorsitzender der „Deutschen Bühne Posen“, der „Altherrenvereinigung des Vereins deutscher Hochschüler“, Beiratsmitglied der Historischen Gesellschaft und des Kantvereins.

Als Vorsitzender der Ortsgruppe Posen der „Deutschen Vereinigung“ sprach er seither immer wieder auf politischen Kundgebungen oder kulturellen Veranstaltungen nicht nur in seiner Heimatprovinz, sondern im ganzen damaligen Staatsgebiet. So half er mit seinen, vor ihm gefallenen Kameraden Gero Frh. v. Gersdorff und Gisbert Frh. v. Romberg unermüdlich mit, das nationalsozialistische Gedankengut unter den Deutschen des Landes zu verbreiten.

Trotz der klar erkannten Gefahr bei der Zuspitzung der Beziehungen zwischen dem Reich und Polen blieb er im Lande. Als ihn die polnische Polizei am Vortage des Kriegsausbruches verhaften wollte, gelang es ihm, im letzten Augenblick zu einem deutschen Bauern in der Umgegend von Posen zu entkommen. Am 4. September 1939 spürte ihn jedoch ein polnischer Spähtrupp auf und führte ihn zur Erschießung ab. Wieder vermochte er sich ihm zu entziehen, und so konnte er dann am 10. d. Mts. mit dem ersten deutschen Panzerspähwagen in Posen einrücken, die Richtlinien zur Besetzung der wichtigsten Gebäude geben und als Sprecher der durch die 20 Jahre polnischer „Entdeutschungspolitik“ und zuletzt Ermordungen und Verschleppungen zusammengeschmolzenen deutschen Bevölkerung die weiteren deutschen Truppen willkommen heißen.

Bis März 1940 leitete er dann die „Geschäftsstelle der Volksdeutschen“, machte Dienst im Selbstschutz, begründete die Gräberzentrale zur Bergung der ermordeten Deutschen, wirkte im Sommer 1940 bei der Rücksiedlung der Cholmer und Lubliner Bauern mit, hielt im Rahmen der Partei im Altreich zahlreiche Aufklärungsvorträge über den 20jährigen Kampf der Deutschen im ehem. Polen, ebenso



vor Wehrmachtsangehörigen im Wartheland. wurde als ~~44~~-Hauptsturmführer übernommen, zum Rats Herrn und Beirat der Gauhauptstadt ernannt u. Mitarbeiter des Gaugrenzlandamtes. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich weiter mit der Vorbereitung und Herausgabe volkspolitisch-wissenschaftlicher und volkstümlicher Schriften und Aufsätze. Nach Ablehnung einer Berufung als Leiter der Zweigstelle Warschau des Instituts für deutsche Ostarbeit in Krakau zog er am 29. 6. 1941, nachdem der Bolschewistenkrieg ausgebrochen war, als Sonderführer im Hauptmannsrank zu einem Divisionsstab ins Feld. Mit seinen außergewöhnlichen Sprachkenntnissen als Slavist (er sprach außer polnisch auch fließend russisch und ukrainisch) betätigte er sich nicht nur als Dolmetscher, Propagandaredner und Verfasser einer russischen Broschüre, sondern nahm auch an Durchkämmungen von Wäldern und Unternehmungen gegen Hecken schützen teil. Der Lohn für sein Draufgängertum waren das Kriegsverdienstkreuz II. Kl. mit Schwertern und die Spange zum EK II.

Wie bei manchen andern Grenz- und Sprachinseldeutschen, denen der Kampf und die Arbeit für ihr Volk zum Lebensinhalt geworden ist, verband sich bei Lück die volkspolitische Betätigung mit der wissenschaftlichen zu einer Einheit. Nach den schon genannten Werken gab er 1934 sein grundlegendes, auf ein eindringendes Archivstudium und ein Schrifttum in vielen Sprachen gestütztes dickleibiges Buch „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ heraus, das er ebenso wie seine Volksliedsammlung der Historischen Gesellschaft Posen zu ihrer 50 - Jahrfeier widmete und das rasch vergriffen war. Gleiches Aufsehen erregte 1938 sein weiteres Buch „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“, dessen 2. Auflage auf den Druck wartet. Ähnlich steht es mit dem 1940 herausgegebenen Sammelwerk „Deutsche Gestalter und Ordner im Osten“, das den 3. Band der „Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft“ bildet. 1937 hatte er weiter die volkstümliche Schriftenreihe „Unsere Heimat“ (Posen, Historische Gesellschaft) begründet und bis auf 16 Hefte aus verschiedenen Landesteilen gebracht. Darin hatte er selbst das Einleitungsheft „Geschichte des Deutschtums in Kolmar und Umgebung“, „Karwenbruch an der Ostsee“ (2 Hefte) und weitere anlässlich der Umsiedlung der Deutschen aus Wolhynien, sowie dem Cholmer und Lubliner Land, z. T. in mehreren Auflagen, geschrieben. Wie den meisten, einzelne Orte oder Volksinseln behandelnden

Heften auch Winke zur Sippenforschung beigegeben waren, so hatte er auch zusammen mit Mag. Heinz Beckmann in zwei großen Auflagen schon zu polnischer Zeit ein Stammbuch „Blut und Boden“ herausgebracht, das sich von den reichsdeutschen Ahnenpässen dadurch unterschied, daß es auch Platz für Eintragungen zur Heimatgeschichte ließ. Ferner gab er die letzten Jahrgänge des Jahrweisers „Deutscher Heimatbote in Polen“ und die Sammelwerke des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland „Marsch der Deutschen in Polen“ und „Volksdeutsche Soldaten unter Polens Fahnen“ heraus. Er verstand es dabei meisterhaft, Mitarbeiter aus den verschiedensten Kreisen heranzuziehen, so daß von dem zusammengekommenen Stoff nur ein Bruchteil gedruckt werden konnte. Für die Schriftenreihe der NSDAP. schrieb er das glänzende zusammenfassende Heft „Der Lebenskampf im deutsch-polnischen Grenzraum“ (2. Aufl.). An der von Mag. Ernst Kiock geschriebenen „Chronik der Gauhauptstadt Posen“ arbeitete er mit. Ein großes Sammelwerk darüber konnte er nur noch planen.

Diese unermüdliche Arbeit Lücks, die einmal zu einem Nervenzusammenbruch geführt hatte, fand 1935 ihre Anerkennung durch das Silberne Abzeichen der Deutschen Akademie München und die Ernennung zum Mitglied der Historischen Kommission für Schlesien und 1937 durch die Verleihung der Silbernen Ehrenplakette des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart und des Herderpreises der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung seitens der Universität Königsberg. In zahllosen Besprechungen wurden seine grundlegenden Werke anerkannt und verschafften ihm einen wissenschaftlichen Ruf weit über Deutschland hinaus. Für die deutsche Volksforschung ist sein früher Tod ebenso wie der Albert Breyers ein vorläufig unersetzlicher Verlust. Sein selbst in schwierigen Lagen heiteres und bei allem Bewußtsein der eigenen Leistung liebenswürdiges Wesen, seine Vortragskunst, Sangeslust und sein Lautenspiel werden viele vermissen. Hoffentlich können seine drei Söhne einst seine Lebensarbeit fortsetzen.

Mit seiner Familie und uns, seinen engsten Freunden und Mitarbeitern seit zwei Jahrzehnten, wird unsere ehemalige Volksgruppe, besonders seine lieben Bauern aus Wolhynien und Cholm-Lublin, für die er so viel getan hat, ihm als dem bewährten Kameraden und Vorkämpfer für sein Volk und die deutsche Wissenschaft immerdar ein ehrendes Andenken bewahren.

A. Lattermann



## Schriften von Kurt Lück

### Bücher

- Die Bauern im polnischen Roman des 19. Jh. 1925. 101 S. (Maschinenschrift), Breslau, Phil. Diss. von 1925.
- Mit Alfred Karasek: Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen. 1931. 132 S., mehr. Taf., 1 Kt. = Deutsche Gaue im Osten. Bd. 5.
- Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Land. Mit Gemälden u. Zeichn. von Fr. Kunitzer. 1933, 306 S. = Deutsche Gaue im Osten. Bd. 6.
- Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur dt.-poln. Nachbarschaft im ost-mittleurop. Raum. 1934. XVII, 680 S., zahlr. S. Abb., mehr. Kt. = Ostdeutsche Forschungen. Bd. 1.
- Mit Robert Klatt: Singendes Volk. Volkslieder aus Kongreßpolen und Wolhynien. Musikal. Bearb. von Reinh. Mitz. Zeichn. von Friedr. Kunitzer. 1935. 147 S. = Ostdeutsche Heimathefte. Bd. 4.
- Die Geschichte des Deutschtums in Chodziez (Kolmar) u. Umgeb. 1937. 60 S. m. Abb. = Unsere Heimat. H. 1.
- Der Mythos vom Deutschen in der poln. Volksüberlieferung u. Literatur. Forschungen zur dt.-poln. Nachbarschaft im ost-mittleurop. Raum. 1938. X, 518 S. m. Abb., 19 Bl. Abb. = Ostdeutsche Forschungen. Bd. 7.
- Karwenbruch an d. Ostsee. (Karwieńskie Bloto.) T. 1. 2. 1939 = Unsere Heimat. H. 10.
- Deutsche Siedler zwischen Wieprz und Bug. 1939. 94 S. m. Abb. = Unsere Heimat. H. 9.
- Volksdeutsche Soldaten unter Polens Fahnen. Tatsachenberichte von der anderen Front aus dem Feldzug der 18 Tage. 1940. 150 S. = Deutscher Osten. Bd. 3.
- Der Lebenskampf im deutsch-polnischen Grenzraum. 1940. 77 S. = Schriftenreihe d. NSDAP. Gruppe 7, Bd. 4.

### Als Herausgeber

- Unsere Heimat. Volkstümliche Schriftenreihe zur Förderung der deutschen Heimatbildung und Familienüberlieferung in Polen, 1937.
- in Verb. m. zahlr. Mitarb.: Deutsche Gestalter und Ordner im Osten. 1940. XII, 341 S. m. Abb., zahlr. Taf. u. Bl. Abb. = Forschungen zur dt.-poln. Nachbarschaft im mitteleurop. Raum. 3. 12.
- Unter den zahlreichen *Zeitschriften-Aufsätzen* von Kurt Lück sei hier nur der Aufsatz „Hans Boner“ erwähnt, der über den ersten Organisator der polnischen Staatsfinanzen in: Beyer-Lohr: „Große Deutsche im Ausland“ erschienen ist.

## Schiffsreeder Jacob Jebesen, Apenrade †

Aus Apenrade (Nordschleswig) kommt die Trauerkunde, daß der Schiffsreeder *Jacob Jebesen* am 14. Dezember 1941 dort gestorben ist. Jacob Jebesen gehört zu den besten Vertretern der Nordmark, der unendlich viel für das Deutschtum der Nordmark getan hat. Er wurde am 27. Dezember 1870 in Torwead im Staate Washington geboren. Als Sohn des früheren deutschen Reichstagsabgeordneten Michael Jebesen übernahm er die von seinem Vater in Apenrade gegründete Reederei und baute sie weiter aus. Nach beendetem Studium ging Jacob Jebesen nach Ostasien und gründete dort die Firma Jebesen u. Jessen. Der Weltkrieg

überraschte Jebesen in Ostasien. Er wurde von den Engländern interniert und mußte mehrere Jahre in australischen Gefangenenlagern zubringen. Gleich nach dem Weltkrieg nahm Jebesen mit großer Energie den Wiederaufbau seiner Reederei in Angriff und hat sein ostasiatisches Geschäft von Apenrade aus bis zum Tode geleitet. Nach der Abtrennung Nordschleswigs stellte sich Jebesen sofort in den Dienst des schwer um seine Existenz ringenden *Deutschtums der Nordmark*. Als durch die Kronensteigerung des Jahres 1925 das Deutschtum der Nordmark in schwere wirtschaftliche Not geriet, gründete Jebesen im Verein mit anderen Deutschen die *Kreditanstalt Vogelgesang* und erreichte dadurch, daß viele Hunderte von deutschen Bauern ihre Höfe behalten konnten. Jebesen war lange Jahre hindurch Vorsitzender des Aufsichtsrates der Kreditanstalt. Ebenso gehörte Jebesen zu den Gründern der *Apenrader Bank*, an deren Leitung er sich als Vorstandsmitglied mit großem Interesse beteiligte. Im Jahre 1899 wurde Jebesen Vorsitzender der von seinem Vater gegründeten *Knivsbergsgesellschaft*, und er hat dies Amt bis zum Jahre 1936 behalten. Ihm ist die Errichtung des Bismarckturmes auf dem Knivsberg bei Apenrade zu verdanken und die Erhaltung des Knivsbergs als Sammelpunkt des Deutschtums bei den großen Knivsbergfesten. Endlich hat er das deutsche Organ der Nordmark, die „Nordschleswigsche Tageszeitung“, tatkräftig unterstützt und war auch hier Vorsitzender des Aufsichtsrates. So hat Jebesen auf allen Gebieten für das Deutschtum seiner Heimat gesorgt, und sein Tod bedeutet einen schweren Verlust für das Deutschtum Nordschleswigs.

H. Meyersahm

## Prof. Dr. Looten, flämischer Literarhistoriker †

In Rijsel ist im Alter von 87 Jahren eine bedeutende Persönlichkeit des flämischen geistigen Lebens, E. H. Kanonikus Professor Dr. *Looten*, gestorben.

Camille Looten wurde 1855 in Noordpeene, einem kleinen Dorf in der Nähe des Kasselberges, geboren. Sein Vater war Lehrer und unterrichtete die Dorfkinder in ihrer flämischen Muttersprache. Ein Jahrzehnt später wurde das Flämische im Namen der liberalen Grundsätze aus dem Unterricht durch Minister Cury verbannt. Die Arbeit des Lehrers ging jedoch weiter und auch sein Sohn ging bei ihm in die Schule. Camille widmete sich später dem Englischen. Vor allem das Altenglische, das viel Verwandtschaft mit dem alten niederländischen Dialekt aufweist — besonders mit dem Flämischen zwischen Ijzer und Aa — weckte sein Interesse. Er beendete seine Universitätsstudien mit einer Dissertation über Vondel und mußte seine These gegen vielerlei Anfechtungen verteidigen, da die Sorbonne offiziell nichts von dem Bestehen einer Sprache wissen wollte, die von 15 Millionen Flamen gesprochen wird. Lootens Dissertation erregte jedoch Aufsehen. Er untersuchte vor allem Vondels Einfluß auf Europa und wies auf den Zusammenhang hin, der zwischen Vondels Poesie und der von Calderon, zwischen „Lucifer“ und dem „Verlorenen Paradies“ von Milton besteht. Er setzte später seine Arbeiten auf literarischem, sprachkundlichem und historischem Gebiet fort. In den „Annales du Comité Flamand de France“, worin er die Ideen seines Vorläufers Edouard de Coussemaeker fortsetzte, sind zahlreiche Beiträge



von seiner Hand veröffentlicht. Er war gleichzeitig Vorkämpfer und Freund des Priesters Lemaire, Altbürgermeister der Stadt Hazebrouk in Französisch-Flandern. Mit ihm verteidigte er in Wort und Schrift das Recht der Heimat, die ihnen beiden teuer war. Auch trat er während der Burenkriege für die Buren ein, ebenso wie für die Rechte der flämischen Muttersprache in Französisch-Flandern.

Lootens Werk wurde gekrönt durch zahlreiche akademische Auszeichnungen. Er besaß nicht nur den Dokortitel der Sorbonne, sondern auch den

Ehrendoktor der Universität Löwen, war Ehrenmitglied der Flämischen Akademie und der Vereinigung der Flämischen Literatur in Leiden. Zuletzt war er Professor an der Universität Rijsel, wo er den Lehrstuhl für die niederländische Sprache begründet hatte. Obwohl er nie danach gestrebt hat, hat er eine Berühmtheit erlangt, die weit über die Grenzen seines Landes reicht. Es ist sein Verdienst, die literarische Bedeutung Französisch-Flanderns, die nahezu vergessen war, wieder erweckt zu haben. B.

## Ehrentage

### Ein Volkstumsforscher und Mitarbeiter des Deutschen Ausland-Instituts 70 Jahre alt

Wenn der Volkstumsforscher *Otto Lohr* am 23. April 1942 im Deutschen Ausland-Institut seinen 70. Geburtstag feiern konnte, so durfte er dabei zurückblicken auf ein Leben entsagungsvollsten Strebens nach Durchdringung erwählter Wissensgebiete. Bei der größten auslandsdeutschen Volksgruppe, den Deutschen Nordamerikas, liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit, mag er auch von daher zu den dortigen fremdvölkischen Gruppen oder zu dem anderen überseeischen Deutschtum seinen Weg gefunden haben. Sippenkundliche, stammesmäßige und gesamtvölkische Zusammenhänge der verschiedenen Einwanderergruppen, das Bewahren, das Umbilden und auch das Aufgehen dieser Kräfte inmitten der fremden Umwelt betrachtet er näher, ganz im besonderen dies an seinen eigenen ausgewanderten Landsleuten. Eine umfassende Schrifttumsübersicht über die schwäbische Auswanderung steht vor ihrem Abschluß.

Einzelpersönlichkeiten, die durch hervorragende Leistungen sich aus der Gruppe heraushoben und im fremden Staate sich einen Namen machten, haben ihn in ihren Bann gezogen. Wie manch einen ausgewanderten Forscher, einen Künstler, Techniker oder Wirtschaftler hat er dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen vermocht. Zahlreiche Aufsätze in biographischen Sammelwerken wie dem „Große Deutsche im Ausland“, das er mit herausgegeben hat, oder dem „Schwäbische Lebensbilder“ geben Zeugnis von dieser Tätigkeit. Was an mühseliger Sucharbeit, an Befähigung zum Nachspüren verdeckter Schicksalswege offenbart nicht ein Artikel wie der zum 50. Geburtstag des Stuttgarter Oberbürgermeisters erschienene Jubiläumsaufsatz über die „Stuttgarter im Ausland“ (in der Zeitschrift „Deutschtum im Ausland“, September/Oktober 1940)!

Neben den darstellenden Leistungen sind es aber die rein menschlichen, die diesem schaffensreichen Leben ihre Glanzpunkte setzen. Wie viele sind in den Jahren zu Otto Lohr gekommen, die ihn in wissenschaftlichen Fragen um Rat angingen. Manchem Anfänger zeigte er, wie man sich die ersten Spuren verdient; vielen hat er in grenzenloser Bereitwilligkeit die reichen Schätze seines Materials in selbstlosester Weise zur Verfügung gestellt.

Otto Lohr ist ein Kind des Württemberger Landes; in Eßlingen wurde er geboren, in Friedrichshafen und Ehingen a. D. ging er zur Schule; und

die schwer sich erschließende Natur des schwäbischen Oberlandes hat den empfänglichen jungen Menschen entscheidend geprägt; immer hat er das Heimweh nach ihr mit sich getragen, in den Einsamkeiten des Mississippi Tales wie in den märkischen Wäldern in Berlins Umgebung. Nach vielen Jahren kehrte er wieder an den Bodensee zurück. 1892 war er nach USA. ausgewandert, wo er sich an einem Wochenblatt in Chicago schriftstellerisch betätigte. In dieser aufstrebenden Monopole des Mittelwestens sammelten sich wie in einem Brennpunkt die verschiedensten gesellschaftlichen und beruflichen Schichten deutscher Menschen aus allen Landschaften des Reiches. — Hier gerade erlebte er am eindringlichsten die Gefahren der Eindeutschung, denen die städtischen Gruppen besonders ausgesetzt sind, und erkennt seinen schriftstellerischen Beruf: die Menschen in ihrem Deutschbewußtsein zu stärken, sie aufzurichten am Beispiel der Leistungen und Taten der vorangegangenen Einwanderergruppen. Wie kein anderer Journalist vergräbt er sich in die städtischen Archive und Bibliotheken, um dem Schicksal der Alteinwanderer nachzuspüren. Dabei legt er den Grund zu seiner ausgedehnten Dokumenten- und Stoffsammlung zur Geschichte des Deutschtums in Amerika. — 1899 geht er nach Deutschland zurück, um an den Universitäten in München und in Berlin sein Wissen in der Germanistik und Geschichte zu vertiefen. Mit Wilhelm Bölsche eng befreundet, schließt er sich in Berlin dem Friedrichshagener Kreis an; 1906/07 arbeitet er als freier Schriftsteller in Stuttgart für die Morgenpost (Morgenausgabe des Tagblattes) und den Schwäbischen Merkur; 1907 geht er dann als Mitarbeiter von „Über Land und Meer“ ein zweites Mal nach USA. Dieses Mal nach New York, wo er für die damals bedeutendste deutsche Zeitung der USA., die New Yorker Staatszeitung das Sonntagsblatt redigierte, bis er 1915, als die Zeitung in der zunehmenden Nationalisierung des Landes ihre deutsche Haltung mehr und mehr einbüßte, sich wieder von ihr löste. Wer die Bedeutung der Sonntagsblätter amerikanischer Zeitungen kennt, weiß, an welch verantwortungsvollem Posten Otto Lohr zu stehen hatte. In diesen Jahren führt er seine Studien über die Epochen der frühen Einwanderung fort und läßt eine Broschüre über „Die ersten Deutschen in Amerika“ erscheinen. In seiner Zeitung schreibt er oft über das bis dahin unbekannte kolonialzeitliche Deutschtum. — Er erlebt die Erschütterungen der durch die Kriegsteilnahme schwer mitgenommenen Deutschen aus unmittelbarer Nähe, schließt sich dem „Alldeutschen Verband“ an und versucht immer wieder



als Schriftleiter, auch als Herausgeber neugegründeter Zeitschriften (Walhalla, Der Landsmann, Deutsch-Amerikanische Blätter) zusammen mit anderen deutschbewußten Männern sich Stimme zu verschaffen. 1924 kommt er in seine Heimat zurück, inzwischen verheiratet mit einer Deutsch-amerikanerin bremischer Herkunft, mit der er bis zu ihrem Tod bei Hemigkofen am Bodensee ein gastfreies Haus führt. 1934 wird er als Sachbearbeiter für das Deutschtum in Amerika an das Deutsche Ausland-Institut berufen. Ihm verdankt seitdem die Deutschtumsforschung noch manch wichtigen Fund. Wie seine schwäbischen Landsleute, deren Wege er mit besonderer Liebe verfolgte, ist er selbst solch ein Feinmechaniker; er verstand in mühseliger Ziselierarbeit sprödestes geistiges Material zu veredeln und in unsere Volksgeschichte einzugliedern.

Die Hauptabteilung für Wanderungsforschung und Sippenkunde im DAL widmet dem Gefeierten ihr Jahrbuch 1941/42.

K. Reimann

## Adolf Eichler zum 65. Geburtstag

Am 31. Januar 1942 vollendete *Adolf Eichler*, der bekannte Vorkämpfer des Deutschtums in Polen, sein 65. Lebensjahr.

Adolf Eichler ist in der Industriestadt Litzmannstadt, früher Lods, geboren, entstammt aber einem deutschen Bauerngeschlecht, das aus der Kolonie Grünberg zugezogen war. Nach dem Besuch der Realschule wurde er Kaufmann und bereiste als Vertreter chemischer Fabriken 1903 und 1904 Südrußland und den Südkaukasus. Darauf war er bis 1919 unter eigener Firma in der damals aufstrebenden Fabrikstadt Lods Vertreter der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik. Schon früh betätigte er sich im Dienste der Deutschen in Rußland, und er war auf diesem Gebiet, besonders als nach dem Russisch-Japanischen Krieg im zaristischen Rußland eine bescheidene Betätigungsmöglichkeit gegeben war, unermüdlich am Werk: 1909 gab er die „Monatsblätter für die Deutschen in Rußland“ (6 Hefte) heraus, 1911 bis 1913 war er Mitbegründer und Mitverleger der „Lodzer Rundschau“, die zweimal täglich erschien, von der russischen Zensur jedoch bald geschlossen wurde, und 1912/13 war er Mitherausgeber der Lodscher Monatsschrift „Geistiges Leben“.

Die Besetzung Russisch-Polens durch deutsche Truppen im Weltkriege gab dem vielseitig veranlagten Mann endlich Gelegenheit, eine breitere Tätigkeit zu entfalten, die jedoch unverrückbar auf ein Ziel ausgerichtet war: Wahrung und Förderung des Deutschtums! Als Herausgeber und Schriftleiter der Wochenschrift „Deutsche Post“ in Lods, die die Monatsschrift „Geistiges Leben“ ablöste, tritt er für eine aktivistische Politik der Deutschen in Polen ein. Als Stadtverordneter reorganisiert er 1915 die Stadtverwaltung seiner Heimatstadt, ruft im November den Konsumverein „Deutsche Selbsthilfe“ ins Leben und begründet im März 1916 den Deutschen Verein, Hauptsitz Lods.

Als 1. Vorsitzender dieses Vereins, der seine Tätigkeit über ganz Kongreßpolen ausdehnt und schließlich in 250 Ortsgruppen 32.000 Mitglieder umfaßt, entfaltete er eine für das gesamte Deutschtum in Polen verantwortungs-

bewußte und ersprießliche Tätigkeit. 1917 bis 1919 ist er Mitbegründer und stellvertretender Anwalt des Deutschen Genossenschaftverbandes für Polen und Direktor der Deutschen Genossenschaftsbank in Lods. Adolf Eichler hat sich auch auf schulischem und kirchlichem Gebiet betätigt. Von 1917 bis 1919 war er Vorstandsmitglied des Deutsch-evangelischen Landesschulverbandes in Lods (mit 500 deutschen Schulen) und setzte die Wiedereröffnung des deutschen Lehrerseminars in Lods durch. 1917 zeigte er sich in der „Sturmsynode“ der evangelisch-lutherischen Kirche Polens als ein Vertreter der deutschen Richtung und Gegner der deutschfeindlichen Bestrebungen.

Bis zu seiner Rückkehr ins Reich im Jahre 1919 wurden Eichler von polnischer Seite viele Schwierigkeiten bereitet. Nach der Annahme des Friedensdiktats von Versailles wurde Adolf Eichler Leiter des Ostdeutschen Heimatdienstes und hat sich als Hauptgeschäftsführer der deutschen Abstimmungsorganisation in Ostpreußen große Verdienste erworben. In diese Zeit fällt auch die Veröffentlichung seines bekannten Werkes „Das Deutschtum in Kongreßpolen“ (Stuttgart: Ausland und Heimat 1921. Schriften des DAL, Reihe A, Bd. 4). Daraufhin war er 1924 ein halbes Jahr lang Hauptschriftleiter der Allensteiner Zeitung, ehe er seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte.

In Berlin wurde seine bei allen zuständigen Behörden anerkannte Sachkenntnis in Ostfragen sehr geschätzt; so war Adolf Eichler von 1925–1930 Mitarbeiter der Presseabteilung der Reichsregierung für Ostfragen, der Reichszentrale für Heimatdienst, verschiedener Tageszeitungen, Zeitschriften, Sammelwerke usw. Von großer, ausschlaggebender Bedeutung war sein unmittelbares Eintreten in die Führung der in Berlin bestehenden rußlanddeutschen Vereine und Verbände. Er wurde zum Vorsitzenden der 1929 gegründeten Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus Rußland und Polen berufen, mit der Aufgabe, den rußlanddeutschen Flüchtlingen eine Ansiedlungsmöglichkeit in Deutschland oder in Übersee zu schaffen.

Als Vorsitzender des Aufsichtsrats der Heimataufbau-Genossenschaft rußlanddeutscher Kolonisten bemühte er sich um Unterbringung der aus dem Osten hereinströmenden Flüchtlinge auf deutscher Heimerde. Als das infolge der Gleichgültigkeit der damals herrschenden Parteien nur zu einem geringen Teil möglich war und es galt, wertvolles deutsches Bauernblut vor dem sicheren Untergang zu retten, sah er sich veranlaßt, neue Möglichkeiten zu suchen. Zu diesem Zweck reiste er zweimal nach Brasilien, sah selbst die dortigen Siedlungsmöglichkeiten an und konnte im Jahre 1927 in Sao Paulo bereits 300 Auswandererfamilien verzeichnen.

## Eduard Reinacher zum 50. Geburtstag

Am 5. April 1942 konnte der elsässische Dichter *Eduard Reinacher* seinen 50. Geburtstag in der alten Heimat begehen. In Straßburg geboren, besuchte er dortselbst Lyzeum und Universität, studierte Sprachen, Geschichte und Philosophie und zog 1914 als Kriegsfreiwilliger ins Feld. Eine schwere Erkrankung zwang ihn im Jahre 1916 den Felddienst aufzugeben; nach dem Kriege verließ er das Elsaß und weilte längere Zeit bei Wil-



helm Schäfer am Bodensee, dem väterlichen Mentor, der ihm „das Tor zur Öffentlichkeit“ auftrat. Die Tätigkeit als Dramaturg und Lektor am Westdeutschen Rundfunk sah ihn in Köln, später ließ er sich in der Nähe Stuttgarts nieder, und die Wiedergewinnung des Elsaß ermöglichte ihm die endliche Rückkehr nach der wunderschönen Stadt.

Reinachers Werk ist trotz mannigfacher äußerer Anerkennung — 1929 durch Wilhelm von Scholz der Kleistpreis und 1938 der Johann-Peter-Hebel-Preis — in der Stille geblieben. Es mag daran liegen, daß sein Schaffen sich in „schulmäßige Formbegriffe“ nicht einspannen läßt. So konnten die zunftmäßigen Vertreter der Dichtung, die Literaturhistoriker, keinerlei Beziehungen zu ihm durch Vergleich mit irgendeiner literarischen Größe der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit gewinnen. Auch in die literarischen Strömungen ließ er sich wenig einordnen. So ist seiner von den Germanisten meist nur am Rande gedacht worden.

Reinachers Werk ist bestimmt durch ein unendliches Mühen um die Form. Hinter all seinen dichterischen Gebilden (er ist Erzähler, Lyriker und Dramatiker) steckt eine strenge Sprachzucht. „Es ist Ihre Sprache, die mich immer wieder anzieht“, sagt Wilhelm Schäfer in einem Briefe zum 50. Geburtstag des Dichters. Und sein Freund, der Sundgaudichter Oskar Wöhrle bestätigt diesen Satz, indem er schreibt: „Reinachers große Anreger sind die Luthersprache, das Kirchenlied, der große Johann Wolfgang und das Herzstück aller deutschen Lyrik: Mörike. Aber eben nur Anreger, Reinacher ist durch sie hindurchgeschwommen wie durch heilige Wasser. Sie haben ihn das Geheimnis der Tiefe gelehrt, die große Kunst des langen Atems; dann ist er ihnen enttaucht, von da ab in jeder Zeile ein eigener, niemandem verpflichtet als sich selbst. Und wie hat er sein Pfund genützt! Das Kolorit der deutschen Sprache ist durch ihn leuchtender geworden. Eine unbändige Sprach- und Gestaltungskraft lebt in seinem Werk.“

Die Zahl seiner Werke ist erstaunlich groß. Schon 1913 schrieb er seine ersten Gedichte und Totentänze. Neben dramatischen Gedichten, lyrisch-epischen und balladischen Reihen erschienen jene landschaftlichen Werke, von denen die „Elsässer Idyllen und Elegien“ heute als „Gesänge vom Elsaß“ (An Ill und Rhein) eine Neuauflage erlebten. In ihrer mythischen Gestalten- und Bilderfülle sind sie eine kraftvolle Lobpreisung auf die herrliche elsässische Landschaft. Die tragische Zerrissenheit der Heimat und ihr schicksalhafter Weg spiegeln sich auch im Werke Reinachers. Die Dramen „Eulogius Schneider“ und „Jakobe von Baden“ sind dafür Beispiele. Von seinen heldischen Mythen ist wohl das Buch „Runolds Ahnen“ am bekanntesten geworden. Das Leitmotiv vieler seiner Dichtungen ist der Tod. Unter den Totentänzen enthält „Das Buch vom Freunde“ die wirkungsvollsten „Preislieder des Todes, die eigentlich Preislieder des Lebens“ sind. Reinacher mußte kein Elsässer sein, wenn in seiner Dichtung nicht auch neben der Todesmystik der volkstümliche Held und Narr auftreten würde, eine Figur, der der Dichter in der großartigen Schwankerzählung „Der starke Beilstein“ Leben verliehen hat. Diese „schöne elsässische Lügengeschichte“ ist ein Volksbuch für die oberrheinische Landschaft wie kein zweites.

Aus allem seinem Schaffen schaut das deutsche Wesen der elsässischen Landschaft. In einer Zeit, da manche seiner dichtenden Freunde im Elsaß sich vom westlichen Ideal ankränkeln ließen, ist er deutsch geblieben und hat seinem deutschen Elsaß und damit dem Reich die Treue gehalten. Möge ihm auch eine wachsende Lesergemeinde in gleicher Weise die Treue bewahren, ihm, der im „Befreiungsdank“ die herrlichen Worte für sein Land findet:

Elsässische Heimat, gesegnet dein neuer Frühling im Reich

Und dein Lenz in diesem gewaltigen Gemeinschaftsjahr über tausend Jahre!

Wir sind zum Reiche gewillt.

In Gottes Namen gehen wir freien Herzens hinein.

Die Herzen lodern dir, o Befreier,

Den Dank unverbrüchlicher Treue im stolzen Dienst.

Karl Pöschel

## Zwei siebenbürgische Dichter

Im Frühjahr dieses Jahres feiern zwei siebenbürgische Dichter Geburtstag: *Adolf Meschendörfer* vollendet am 8. Mai sein 65. Lebensjahr und *Fritz Heinz Reimesch* wurde am 10. Februar 50 Jahre alt. Wir nehmen diese Ehrentage als Anlaß zu einer kurzen Würdigung des Schaffens und der Verdienste der beiden Jubilare um das volksdeutsche Schrifttum.

Adolf Meschendörfer, der 1877 in Kronstadt geboren wurde, trat schon 1907 mit der Herausgabe der Zeitschrift „Die Karpathen“ vor die Öffentlichkeit. In dieser Zeitschrift hatte er ein Organ geschaffen, in welchem die gehobene sächsische Dichtung zu Wort kam und von wo aus sie Eingang in reichsdeutsche Kreise finden konnte. Meschendörfers eigene Werke dieser Frühzeit sind der Roman „Leonore“ und die Dramen „Michael Weiß“ und „Vogel Phönix“. Später folgte das Schauspiel „Der Abt von Kerz“. Als erster großer Roman erschien 1933 „Die Stadt im Osten“ bei Langen-Müller-München. Es ist — das soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben — das Verdienst Hans Grimms, diesem Roman aus dem deutschen Südosten den Weg in das reichsdeutsche Publikum geebnet zu haben, und „Die Stadt im Osten“ wurde das erste in der Reihe der volksdeutschen Werke, die bei Langen-Müller inzwischen erschienen sind. Das Buch zeichnet den Charakter dieser Stadt (Kronstadt), ihrer Menschen, und das Ringen einer jungen Generation um den Weg aus der Enge der Heimat in die größere geistige Heimat der Deutschen. Es hat einen ungeheuren Erfolg gehabt. Als letzter Roman ist 1935 „Der Büffelbrunnen“ erschienen, der unter dem Eindruck des gesamtdeutschen Aufschwungs von einer höheren Warte die Probleme des siebenbürgischen Raumes und seiner Menschen darstellt und sich in den Rahmen der großdeutsch zu nennenden Dichtungen einfügt.

Fritz Heinz Reimesch ist ebenfalls Kronstädter, lebt aber seit dem Weltkrieg in Deutschland und hat durch seine Arbeit in Presse und Rundfunk unermüdlich um das Verständnis des Mutterlandes für die volksdeutschen Dinge geworben. Dieser Gedanke, das Binnendeutschum mit der Geschichte, den Leistungen und Problemen der Brü-



der jenseits der Grenzen vertraut zu machen, ist auch das Leitmotiv für Reimeschs schriftstellerische Tätigkeit. Seine Erzählungen behandeln zum großen Teil Stoffe aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen (der Band „Sachsenlehre“, die Erzählungen „Freikompagnie Weißmüller“ und „Die Landnahme“). Auch sein Roman „Siebenbürgische Hochzeit“ behandelt einen Stoff aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen und ist als historischer Roman zu werten, freilich mit starker Betonung des Abenteuerlichen. Der in Arbeit befindliche Band „Für Dich, neue Welt“ mit Erzählungen um Minnewitt, Leißner und Steuben wird uns große Gestalten aus dem amerikanischen Freiheitskampf nahebringen und weist damit weit über die Grenzen der kleinen siebenbürgischen Heimat des Dichters hinaus.

## Rudolf Huch 80 Jahre alt

Am 18. Februar 1942 feierte in Bad Harzburg der Dichter Dr. jur. *Rudolf Huch*, Bruder der Ricarda Huch, seinen 80. Geburtstag.

Der Dichter ist im Jahre 1862 in Porto Alegre, Staat Rio Grande do Sul in Brasilien, geboren. Seine Eltern besaßen in Porto Alegre ein Handelshaus, wo heute noch Verwandte von ihm wohnen. Noch als Kind kehrte Rudolf Huch mit seinen Eltern nach Deutschland zurück. Seine Erinnerung an Brasilien ist jedoch lebendig geblieben, und er schreibt in seinem Buch „Aus einem engen Leben“ über seine verwandtschaftlichen Beziehungen nach Südamerika. Sein dichterisches Schaffen begann 1899 mit einer literarhistorischen Betrachtung „Mehr Goethe“ und fand seine Fortsetzung in einer ganzen Reihe von Romanen, unter denen nur „Die Familie Hellmann“ 1909, „Lied der Parzen“ 1920, „Spiel am Ufer“ 1927, erwähnt seien. Es ist geplant, das Werk des Dichters in einer Gesamtausgabe zusammenzufassen.

## 50jähr. Todestag des deutschen Gelehrten Dr. Hermann Burmeister, Buenos Aires

Am 4. Mai 1892 hat in Buenos Aires das feierliche Staatsbegräbnis des deutschen Gelehrten Dr. *Hermann Burmeister* (gest. 2. Mai 1892) stattgefunden. Im Centena-Park (Buenos Aires) erhebt sich sein 1898 von Richard Aigner geschaffenes Denkmal. Burmeister ist der einzige Deutsche, dem in Argentinien ein Denkmal errichtet worden ist. Ihm zu Ehren trägt auch ein See in der Südkordillere seinen Namen. Ein Nationalkolleg, an dem auch Deutschunterricht erteilt wird, ist nach ihm genannt. Aus diesen Tatsachen läßt sich die Größe und Bedeutung seiner Verdienste um die Förderung der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft in Argentinien ermessen.

Sein Lebenslauf sei in Kürze hier mitgeteilt. Von seiner Geburt an (15. Jan. 1807) bis zu seinem Abitur (1825 am Gymnasium) lebte er in seiner Vaterstadt Stralsund. Sein Studium der Medizin und der Naturwissenschaften führte ihn an die Universität Greifswald, von dort nach Halle, wo er im November 1829 zum Dr. med. und im Dezember 1830 zum Dr. phil. promovierte. Er war dann als Privatdozent an der Universität Berlin und von 1837 ab als ordentlicher Professor der Naturwissenschaften an der Universität Halle tätig. Vortübergehend (48er Jahre) befaßte er sich mit Politik. 1850–1852 führte er, unterstützt durch Alexander v. Humboldt, eine Forschungsreise durch Brasilien durch, deren Ergebnisse er 1852 in der Schrift niederlegte: „Systematische Übersicht der Tiere Brasiliens“. Von 1856 bis 1860 machte er, wiederum unterstützt durch A. v. Humboldt, seine zweite südamerikanische Forschungsreise und zwar diesmal hauptsächlich durch Argentinien. Darüber gab er in Halle 1861 die Schrift heraus: „Reise durch die La Plata-Staaten mit besonderer Rücksicht auf die argentinische Republik.“ Da ihm die Lehrbedingungen an den deutschen Universitäten nicht mehr zusagten, bewarb er sich um die damals freierwerdende Stelle eines Direktors des Museo Publico in Buenos Aires. Diese Stelle konnte er am 1. November 1861 antreten. Sie wurde für ihn Stütz- und Ausgangspunkt für eine großartige Organisation der wissenschaftlichen Erforschung Argentinien. Um dem Museum Weltruf zu verschaffen, gab er die „*Anales del Museo Publico de Buenos Aires*“ heraus.

Die Grundlage zu seiner bedeutendsten Schöpfung aber bildete die Denkschrift über die Organisation des naturwissenschaftlichen Studiums und der Naturerforschung in Argentinien in Verbindung mit einer an der Universität Cordoba zu errichtenden naturwissenschaftlichen Fakultät, die er D. F. Sarmiento, dem künftigen Präsidenten der Republik, im Jahre 1863 überreichte.

Dieser Vorschlag wurde genehmigt und im Jahre 1869 in die Tat umgesetzt. Die Naturwissenschaftliche Fakultät stand unter Burmeisters Leitung und wurde nach seiner Auswahl mit deutschen Professoren besetzt. Die Fakultät arbeitete als Academia Nacional de Ciencias de Cordoba selbständig unter Dr. H. Burmeister als Director Cientifico. Jedoch blieb die Leitung des Museums stets seine erste Liebe und Hauptaufgabe. Nachdem daher der naturwissenschaftliche Lehr- und Forschungsbetrieb an der Universität Cordoba durch eine Reihe (meist deutscher) Gelehrter gesichert war, trat er am 25. März 1864 von der Leitung der Fakultät und Akademie zurück. Die letzten 18 Jahre seines Lebens widmete er dem Museum. Mit welchem Fleiß er dies tat, beweist die Tatsache, daß er noch in seinem 85. Lebensjahre täglich 10 Stunden im Museum arbeitete. Das sichtbare Ergebnis seiner fruchtbaren Gelehrten- und Lebensarbeit sind 279 wissenschaftliche Veröffentlichungen.

---

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hauptschriftleiter Walter Kapp (z. Z. bei der Wehrmacht); stellv. Hauptschriftleiter Dr. Gustav Spaeth, Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart-S., Danziger Freiheit 17.

Verantwortlich für die Anzeigen: E. Brandl, Stuttgart-S. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11

Herausgeber: Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart. Druck und Verlag: W. Kohlhammer, Stuttgart-S., Urbanstraße 12–16. Zuschriften, welche die Schriftleitung betreffen, sind an diese zu richten, alle übrigen an den Verlag.



*Das  
gute  
Klischee*

VON  
**GAUM & BERGER**  
INHABER ALFRED GAUM  
STUTTGART-FEUERBACH  
Fernsprecher 80426

**Standrohre** nach DIN FEN

sowie für württembergische Unterflurhydranten

**Strahlrohre, Schlauchkupplungen**

**Verteilerstücke** (DIN FEN 361)

**Stahlhelme, Fangleinen**

**Äxte, Feuerwehrröhre**

liefert kurzfristig

**W. Gottlob Volz**

**Armaturenfabrik**

Ruf 6 32 90 **Stuttgart-W** Gutenbergstr. 74

## Wasserversorgung

**Tiefbohrungen - Schachtbrunnen**

**Grundwasserabsenkung**

**Bodenuntersuchungen**

nach Verfahren **Dr.-Ing. Burkhardt, DRP.**

**BOHRPFAHL-Com.-Ges.**

**RUDOLF WEISS, ESSLINGEN a. N.**

Fernruf 6879

*Schmückstücke*

Brillanten, Perlen  
Edelsteine  
Gold, Silber, Platin  
kauft gegen bar



**MENNER**

STUTTGART N, KONIGSTRASSE 25

Aussw. B 41/II 52281

## Württ. Kunstverein Stuttgart

Ausstellungsgebäude auf dem Interimstheaterplatz

Wechselnde Ausstellungen mit Werken zeitgenössischer Künstler

Mal-Ausstellung:

**Gemälde / Graphik / Plastik**

Geöffnet: Wochentags 10—13 und 14—17 Uhr

Sonntags 11—13 Uhr

Ab 1. April Halbjahreskarte RM. 5.—

## Schrifttum

*für Sippenkundler*

aus dem

**W. Kohlhammer Verlag**

**Stuttgart und Berlin**

Verlangen Sie Prospekte!

THEODOR  
HEINERMANN

## FRANKREICH UND DER GEIST DES WESTFÄLISCHEN FRIEDENS

123 Seiten 2 Bildtafeln RM 3,60

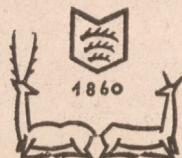
**W. Kohlhammer Verlag / Stuttgart und Berlin**



*Goldschmiede*  
für handwerkliche  
*Kunst*



**Adolf Regelmann**  
GOLDSCHMIEDEMEISTER  
Friedrichstraße 38



**Kunsthaus Schaller**

seit mehr als 80 Jahren eine

**Pilegestätte heimischer Kunst**

lädt zum Besuch seiner vielseitigen,  
häufig wechselnden Ausstellungen ein

**STUTTGART**

Marienstraße 14 und 14a, beim Wilhelmsbau



**Jos. Biesinger**  
**BISON-WERK**  
Stuttgart - Untertürkheim  
Vorrätig in den Fachgeschäften

*Hotel Pelikan*

Alleenstraße 2, nächst dem Hauptbahnhof

Modernes Haus

Gute und preiswerte Küche

Gemütliche Gasträume

Fernsprecher 27776 u. 27729

**Tropen - Genesungsheim**  
des Deutschen Instituts für ärztl. Mission  
**Tübingen** (Württ. Universitätsstadt)

mit 1937 neu erbautem Kinderheim, in  
reiner Luft und südlich-stiller Lage,  
400 m ü. M. Liegehalle, Diätküche, Bade-  
abteilung (Subaquale Darmbäder). Für  
Tropenranke u. Erholungsbedürftige  
vom Ausland und Inland. Fernspr. 2664.  
Draht-Anschrift: Tropenheim Tübingen.



## Sprachen auf neue Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln  
**Dr. Heil's Sprachen-Neusystem**  
 Schnellmethode zum Selbststudium für  
**Englisch - Französisch**  
**Italienisch**

Vom ersten Augenblick an tritt Ihnen hier die fremde Sprache nicht mehr als eine Sammlung toter Vokabeln entgegen, sondern so, wie sie wirklich und täglich in lebendiger Rede und Gegenrede gesprochen und gebraucht wird. Jedes mechanische Auswendiglernen fällt fort, denn eine wortverwandt neugestaltete Wechselwirkung zwischen Fremd- und Muttersprache verankert das Sprachgut. Dies vollzieht sich nach einem neuartigen Plan von Wiederholung, der bewirkt, daß Ihnen der Sprachstoff ohne mechanisches Auswendiglernen zufließt. Gleich einer Interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht die Aneignung der Umgangssprache kurzweilig vor sich. Eine ganz einfache Schlüsseltechnik befähigt Sie leicht und von Anfang an, unsere Texte zu lesen, zu sprechen und zu schreiben

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.  
 Die Einführungsbroschüre über Dr. Heil's Sprachen-Neusystem erhalten Sie auf Anforderung gratis.

**Fortschritt-Sprachenverlag Richard Pille**  
 München 15 / Schwanthalerstraße 99

**Hans-Schemm-Schule Opladen**  
 (Rheinland)

Städtische Oberschule für Mädchen mit

**Schülerinnenheim**

Druckschriften durch den Direktor!

Den Besuch des **Planetariums**  
 nicht vergessen!



Planetariumsvorführungen,  
 wissenschaftliche  
 Sonderveranstaltungen,  
 Kulturfilmvorführungen



Die bekannte  
**Privat-Handelsschule**

**C. G. Zimmermann**

Stuttgart, Schloßstraße 48/49 - Ruf 23238/39  
 bietet in den bewährten **Handelsklassen** mit  
 Büropraxis sowie Einzelfächern **eine gedie-**  
**gene Ausbildung**

Beratung gerne / Druckschriften frei

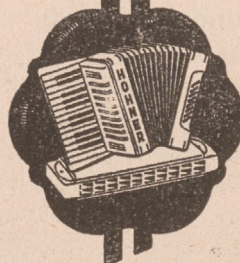
Moderne **Optik**

Brillen, sowie sämtliche  
**Optische Wehrsportartikel**

**Theodor Hörtkorn, Stuttgart-N,**

Königsstraße 38  
 Nähe Schloßpl.

**HOHNER**



Edel im Klang, tonrein, gediegen in  
 der Form und dauerhaft — das ist  
 die

**HOHNER-HARMONIKA**



*Einmachen  
kinderleicht  
mit*  
**Friko**

rohe oder gekochte  
Früchte mit oder  
ohne Zucker  
in Zubindegläsern  
und -gefäßen

Beutel 20 Pfg.



Hersteller: Friko-Dortmund, Postfach 223 Ruf: 34732

**Vorm. Württ. Hofapotheke  
Stuttgart**

Adolf-Hitler-Str. u. Schillerplatz / Gegr. 1551

**Fachmännische Ausrüstung  
von Tropenapotheken  
Auswanderer- u. Siedlerapotheken  
Haus-, Luftschutz- und  
Taschenapotheken**

**Bronchien  
und Luftröhre**

zeigen durch Hustenreiz, Verschleimung oder Atembeschwerden an, daß etwas nicht in Ordnung ist. Hartnäckige Bronchitis, quälender Husten, Luftröhrenkatarrh und Asthma werden seit Jahren mit **Dr. Boether-Tabletten** auch in alten Fällen erfolgreich bekämpft. Dies bestätigen die vielen vorliegenden Dankschreiben von Verbrauchern. Dr. Boether-Tabletten sind ein unschädliches **kräuterhaltiges Spezialmittel**. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend und auswurfördernd. Beruhigt und kräftigt das angegriffene Bronchiengewebe. In allen Apotheken 1,31 RM. und 3,24 RM. Interessante Broschüre kostenlos durch

**MEDOPHARM, München 62/S**

**Efasit**  
**PUDER**

**Füße erfrischt,  
überangestrengt,  
brennend?**

Da hilft allen, die viel gehen und stehen müssen, rasch Efasit-Fußpuder. Er trocknet, beseitigt übermäßige Schweißabsonderung, verbütet Blasen, Brennen, Wundlaufen. Hervorragend für Massage! Für die sonstige Fußpflege: Efasit-Fußbad, -Creme und -Tinktur. Streu-Dose 75 Pf. Nachfüllbeutel 50 Pf.



In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältlich.

**Das Deutschtum in Sibirien,  
Mittelasien und dem Fernen Osten**

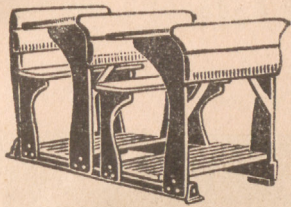
Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Von Pfarrer Jakob Stach. Brosch. RM. 6.—

Der Verfasser dieses einzigartigen Buches war bis 1922 deutscher Pfarrer in Rußland. Einzigartig ist sein Buch deshalb, weil er einer der letzten noch lebenden Augenzeugen der umwälzenden Ereignisse in Rußland ist und deshalb eine Fülle eigener Erlebnisse mit dem ohnehin spärlich vorhandenen geschichtlichen Material verflechten kann. Es ist die allerletzte Möglichkeit, das Schicksal der Rußlanddeutschen einigermaßen geschichtlich zu erfassen und zusammenhängend darzustellen.

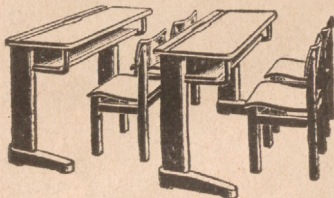
Verlag W. Kohlhammer · Stuttgart und Berlin





## Vereinigte Schulmöbel- fabriken G. m. b. H.

Stuttgart-N, Hegelstraße 21  
München-Taubertshausheim



Kopfschmerzen  
Rheumatismus  
Ischias  
Gicht



## Das Burgenland im Blickfeld tschechischer Großherrschaftspläne

Von Emmerich Falk. Brosch. RM. 3.60

Auf Grund seiner Quellenkenntnis, die durch Auskünfte namhafter Politiker und Forscher ergänzt wurde, gibt der Verfasser eine Darstellung des von den Tschechen geplanten Korridors, der die Tschechoslowakei mit Südslawien hätte verbinden sollen. Der Verfasser geht auf die Wurzeln des Panlawismus vor dem Kriege zurück und beschreibt dann die einzelnen Phasen des tschechischen Vorgehens auf der Friedenskonferenz.

Weltkriegsbücherei.

Verlag W. Kohlhammer · Stuttgart und Berlin

## „HASTREITER'S“ Kropf u. Basedow

### Kräuterkuren

haben seit 12 Jahren beste Heilerfolge aufzuweisen. Verlangen Sie heute noch die Aufklärungsschrift:

„Der Kropf und die Basedow'sche Krankheit“

kostenlos und unverbindlich durch den Hersteller:

**Friedr. Hastreiter** Krailling  
b. München



Reise- und  
Tropenapotheken

**Internationale  
Apotheke**  
Albert Miller

Stuttgart, Königstraße 21

## Trineral- Ovaltabletten

helfen bei

**Rheuma, Gicht, Ischias,  
Glieder- und Gelenk-  
schmerzen, Hexenschuß,  
Grippe und Erkältungs-  
krankheiten, Nerven-  
und Kopfschmerzen.**

Beachten Sie Inhalt und Preis der  
Packung: 20 Tabletten nur 79 Pfg.!

Erhältl. in allen Apotheken. Berichten  
auch Sie uns über Ihre Erfahrungen!

Trineral GmbH., München J 27/959





Baumfäll- und  
Stammabkürz-  
sägen, 400 bis  
1250 mm  
Schnittlänge,  
m. Benzin und  
Elektromotor

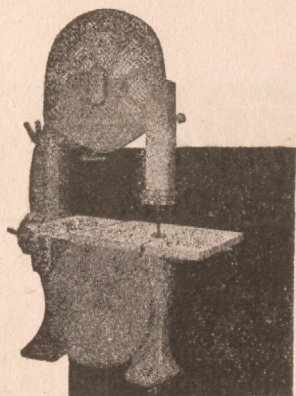
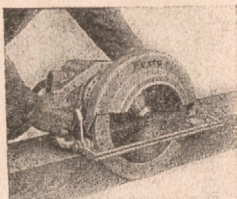
**Festo-  
Maschinen-  
Fabrik**



**Gottlieb  
STOLL**  
vormals  
Fezer u. Stoll

**ESSLINGEN a. NECKAR**

**Elektro-  
Handkreis-  
säge, Type BZa  
100 mm  
Schnittiefe**



**Holzbearbeitungs-  
Maschinen**

Spezialität:  
Tischlereimaschinen  
in bester Güte

**ADOLF ALDINGER**

Maschinenfabrik  
Stuttgart-Obertürkheim



**A. STIHL**

**MASCHINENFABRIK**

**STUTTGART-BAD CANNSTATT**



# Unser Führer

seine Heimat, Programm, seine Jugend und Reden,  
sämtlich erschienen im Zentral-Verlag der NSDAP.

Adolf Hitler: Mein Kampf

Seehofer: Mit dem Führer unterwegs

Adolf Hitler: An seine Jugend

Das Partei-Programm

Hoffmann: Hitler über Deutschland

Die neue Reichskanzlei

Der Führer vor dem ersten Reichstag

Großdeutschlands

Schott: Das Volksbuch vom Hitler

Siebarth: Hitlers Wollen

Das Reich Adolf Hitlers

Himstedt: Das Programm der NSDAP. wird  
erfüllt

Prof. Reich: Aus Adolf Hitlers Heimat

Führerreden auf dem Parteitag 1935  
und 1938

Die Rede des Führers am 8. Nov. 1940  
Kampf bis zum Sieg

Bestell-Nr. A. H. Insgesamt 16 Bände und Schriften mit  
2694 Seiten und zahlreichen Bildern RM. 42.50, auch in Mo-  
natsraten von RM. 6.-. Erste Räte bei Lieferung. Erfüllungsort  
München. Verlangen Sie Prospekte über weitere Literatur

**Ed. Emil Thoma, Reise- und Versandbuchhandlung**  
München 2, Weinstraße 9

## Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg

*Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens  
während des Dreißigjährigen Krieges*

Von Maja Depner

Brosch. RM. 9.—

Die Stärke dieses Buches liegt in der Heraus-  
streichung der großen geschichtlichen Zusam-  
menhänge im Verlauf dieses Abschnittes der  
bewegten Geschichte Siebenbürgens. Gerade  
diese Epoche, wohl die interessanteste der  
siebenbürgischen Geschichte, ist dem deut-  
schen Leserkreis bis jetzt noch nicht zugäng-  
lich gemacht worden, und darum ist das Er-  
scheinen dieses Buches um so begrüßenswerter.

*Nation und Staat.*

**W. Kohlhammer Verlag**  
Stuttgart und Berlin

RICHARD BAHR

## Deutsches Schicksal im Südosten

*Mit einer Ausschlagkarte. 246 S. Kart. RM. 5.50, geb. RM. 6.50*

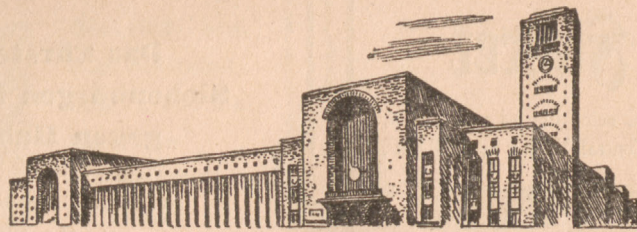
Ich habe selten ein Buch gelesen, das in so einfacher, klarer, wirklich  
meisterhafter Darstellung eine so ungeheure Stofffülle verarbeitet hätte.  
Es ist ein Lesebuch über das Südostdeutschtum, das in die Hand eines  
jeden gehört, der sich über einen der völkisch ergreifendsten Abschnitte  
deutscher Volksgeschichte unterrichten möchte.

*Der getreue Eckart.*

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen*

**HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG**





HAUPTBAHNHOF- UND TURM-GASTSTÄTTEN  
MAX ARNOLD, KÜCHENMEISTER, STUTTGART

**Sofa- und Tischmöbel, und  
Türrahmen, Sockel etc.**

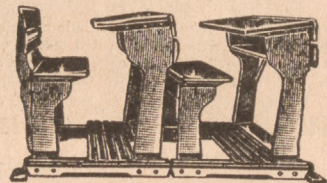
Gegründet 1879

von **J. Kollmann** ÖHRINGEN 8

**Schul-**  
-Bänke  
-Tafeln  
-Möbel  
all. Art in Holz u. Stahlrohr

Hörsaal-einrichtungen,  
Stühle f. Gemeinde- u.  
Festsäle, Kindermöbel,  
Turn-Geräte

Angebot  
u. Beratung  
kostenlos  
und unver-  
bindlich



## DEUTSCHTUM IM VÖLKERRAUM

Von **R. CRAEMER**

*Geistesgeschichte der ostdeutschen Volkstumspolitik. 1938. X u. 420 S.*

*Geb. RM. 13.50, broch. RM. 12.—*

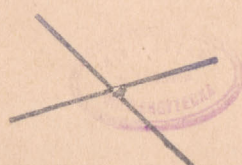
Ausgehend von dem Satz, daß das politische Werden des deutschen Volkes aus der Wendung des Reiches nach dem Osten entsprungen ist, unternimmt es der Verfasser, zunächst in einer Einleitung mit meisterlich sicheren Strichen ein eindrucksvolles Bild vom Werden des deutschen Ostmarkbewußtseins zu zeichnen, das den Deutschen gegenüber slawischen Ansprüchen zur Selbstbehauptung stählen konnte und Grundlage für den deutschen Führungsanspruch im Osten geworden ist.

*Geographischer Anzeiger.*

Angesichts der außenpolitischen Vorgänge im Osten erscheint das Buch zur rechten Zeit. Der Verfasser zeigt die natürliche Schicksalsgemeinschaft im deutschen Volksraum des Ostens an der grenzpolitischen Begegnung mit den raumverbundenen Völkern auf. Das Buch will nicht ein Bild im einzelnen von Taten und Werken des Deutschtums im Osten entwerfen, sondern es geht um das Begreifen, wie aus den Ergebnissen geschichtlicher Leistung, aus dem Wechselspiel eigener und fremder Lebensentwicklung die Spannung zwischen Heimat und Gemeinschaft, Vaterland und Nationalität, Staat und Volk hervorgegangen ist und wie um ihre Lösung gerungen wurde. Hier wird gesamt-deutsches Schicksal im Verhalten der Deutschen gegenüber dem Ostraum deutlich. Trotz aller Mannigfaltigkeit, Vielheit, ja oft widerstreitender Zerrissenheit des deutschen Lebens im Völkerraum wird in eindringlicher geschichtlicher Betrachtung aber doch die Einheit unserer Volksgeschichte sichtbar. In allen Teilen ist das Buch eine wissenschaftliche Meisterleistung, auf die wir Deutsche stolz sein dürfen. Es ist zweifellos der bedeutsamste Beitrag der letzten Zeit zum Erkennen der Werte und der großen Aufgaben der Volkstumspolitik.

*Reichsarbeitsblatt.*

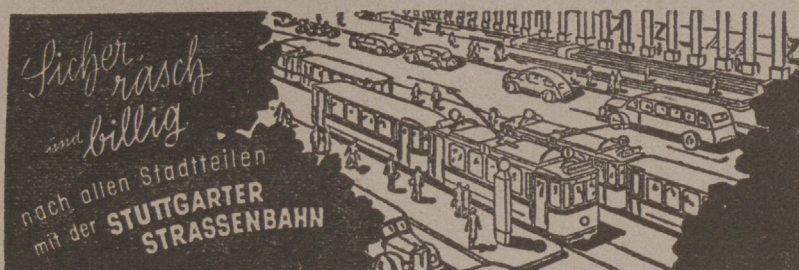
**W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin**





# J. & C. Frey

Das bekannte Spezialgeschäft für Damenbekleidung  
Stuttgart, Marienstraße 32



billig - nahrhaft - gesund  
täglich frisch und markenfrei zu haben in jedem Milchgeschäft

Das Haus für Schirm und Mantel



**Hugendubel**

STUTTGART, HIRSCHSTRASSE 25-29





**Togal**  
bei  
**Rheuma, Gicht  
Neuralgien  
Erkältungs-  
krankheiten**

**TOGAL IN ALLER WELT**



**Hartchrom**  
ist 100% iger Ersatz für hochwertigen Stahl

**Eloxal**  
absolut korrosionsbeständig  
für Aluminium und dessen Legierungen  
in verschiedenen Farbtönen ausführbar  
D.R. Patente.

**Phosphatieren**  
von Eisen- und Zinkteilen  
Ausführung sämtlicher  
**Metallniederschläge**

**Gebr. Schöch GmbH**  
Metallveredlungswerk Stuttgart=Feuerbach  
Ruf: 80969 • 81899 • 81549 • 80142  
Zweigwerk Strassburg=Meinau Ruf: 40890